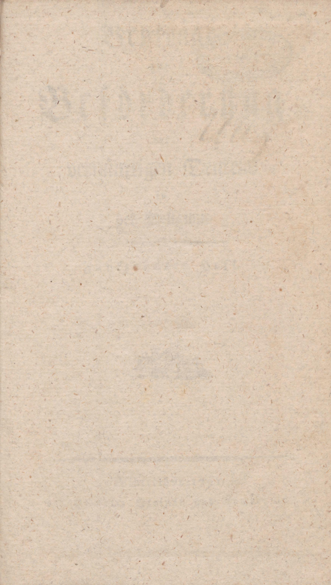
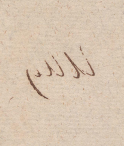








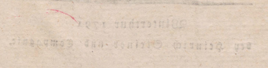
Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion.

Fünfzehntes Heft.



Winterthur 1791
bey Heinrich Steiner und Compagnie.


ELBLASKA
BIBLIOTEKA
5322



Innhalt des funfzehnten Hefts.

Seite.

Aus

Seite.

Gedanken über die Frage: Ob und in wie fern sich Jesus und die Apostel zu einigen jüdischen Ideen herabgelassen haben? Veranlaßt durch eine Schrift, die den Titel führt: Bemerkungen über die Lehrart Jesu mit Rücksicht auf jüdische Sprache und Denkart. Offenbach am Mayn. 1788.

Der Verfaßer dieser Schrift ist ein redlicher Wahrheitsforscher, der aber von den Männern deren Grundsätze er bestreitet, in sehr wesentlichen Stücken so sehr abweicht, daß wohl wenig Anschein dazu vorhanden ist, daß Er mit denen welche ihrer Meynung sind, jemals zusammen kommen werde. Es scheint, daß er wirklich die Grundsätze eines Semler, Teller, und anderer solcher aufgeklärter Schriftforscher über den Unterschied des Wesentlichen und Unveränderlichen und — des Lokalen und Temporellen in der Christenthumslehre, und das verschiedene Ansehen und Gewicht, das die im N. T. vorkommenden Lehren und Beweis-

arten bey Christen der nachfolgenden Zeiten haben sollten, entweder nicht eingesehen hat, oder daß er sie doch mißbillige, und daher auch gegen die Meynung, die er angreift, mit Gründen fechte, die jene Grundsätze nicht berühren, und nur in so fern gültig seyn können, als man sie nicht annimmt. Ich will daher mir auch nicht das Ansehen geben ihn zurechtweisen oder belehren zu wollen, sondern nur allein von der Art wie er die Lehre von der die Rede ist, bestreitet, Anlaß nehmen, die Grundsätze in ein helleres Licht zu setzen, auf welchen sie beruhen muß, wenn sie mit den Grundsätzen der ächten Schriftforschung und mit angenommnen und zugestandenen Religionslehren nicht in Widerspruch gerathen soll.

Die, welche sich damit beschäftigen die Lehren der geoffenbarten Religion in Uebereinstimmung mit der Vernunft zu bringen, und von dem der Vernunft Anstößigen zu befreyen, versehen es oft darinn, daß sie von keinen festen Prinzipien ausgehen, und jezt gewisse, wie sie denken vernunftmäßige, Behauptungen durch Ansehen des Stifters der christlichen Religion und seiner Jünger vertheidigen, bald von Herablassung zu den Begriffen der Menschen jener Zeit sprechen, bald auch wieder einräumen, daß die Apostel nicht in allen Stücken so gedacht und gelehrt, wie sie in einer spätern Zeit, da die Menschheit (oder doch ein Theil derselben, dem die Wohlthat der christlichen Offenbarung zu Theile geworden)

auf

auf einer höheren Stuffe der Geistesbildung steht, hätten denken und lehren müssen. Sie gaben dadurch ihren Gegnern mancherley Blößen — Und der größte Fehler ist wohl der, mit sich selbst in Widerspruch zu stehen, und nicht zu wissen auf was Weise eigentlich die Verbindlichkeit der Vernunft zu folgen, mit der Verbindlichkeit der Lehre Christi zu glauben, zu vereinigen sey? und was der denkende Schriftforscher eigentlich für sich selbst erstlich vom Sinn und der Bedeutung der in den Urkunden des N. T. vorkommenden Aeusserungen, und zweytens von ihrer Uebereinstimmung mit den anerkannten Vernunftwahrheiten, und ihrem Einfluß auf die moralische Verbesserung denken müsse.

Wenn denn solche, die wie unser V. über gewisse Lehrpunkte denken, solche gutgemeinten Bemühungen gewahr werden, und sehen, wie jene andern zwischen der Pflicht eines guten Auslegers, der Pflicht eines Bekenners der bekanntgemachten Lehre des himmlischen Gesandten und der Pflicht eines Vertheidigers der Vernunftwahrheiten hin und wieder wanken, und mit sich selbst uneinig sind, welchen Weg sie einschlagen wollen, sie zu vereinigen, so — können sie natürlich von der Erleuchtung die ihnen diese Beförderer der religiosen Aufklärung verheissen, keine hohe Meynung haben. Und sie müssen sich selbst in ihrer Ueberzeugung desto stärker besteifen, da sie ihrer Seits sehr gut einzusehen glauben, wie man jene Pflichten mit einander vereinigen müsse. Z. B. Ei-

ner, der wie unser V. von der Lehre vom Teufel denkt, wird freylich in seiner Ueberzeugung bestärkt werden, wenn er findt, daß der welcher anderst denkt verlegen ist, wie er seine Ueberzeugung eigentlich gegen Widerspruch retten will, und bald die Stelle daß Jesus die Werke des Teufels aufgelößt, so erklärt, er habe den Glauben an den Teufel bestritten, bald bekennt, daß in der öffentlichen Lehre dieses nicht geschehen, auch wohl in jener Zeit nicht thunlich gewesen, bald endlich erklärt, daß über diesen Punkt die christl. Lehre überall nichts entschieden hat, sondern daß die jüdischen Meynungen von den bösen Engeln und Dämonen vor der Hand bey ihrem alten Ansehen gelassen worden.

Der V. dieser Schrift nimmt für bekannt an:

1. Daß diejenigen, derer Meynung er bestreitet, einräumen, daß alle Aeusserungen die erweislich und unstreitig Urtheile der Urheber der neutestamentlichen Urkunden über Wahrheiten von Gott, der unsichtbaren Welt, den vergangnen und künftigen Veränderungen so wohl in derselben als in der sichtbaren Schöpfung — sind, an sich wahr seyen, von Christen wenigstens für wahr gehalten werden müssen.

2. Daß sie einräumen, daß die Jesu zugeschriebene Reden und Aussprüche ganz unverändert uns aufbewahrt worden, troz allen Zweifeln die sich hiewieder aufwerfen lassen.

Wenigstens kann ich mir ausserdem die Art zum Theil

nicht

nicht wohl erklären, wie der V. seinen Gegenstand abhandelt. Es ist wahr, daß er auch Gründe angiebt, woraus erhellen soll, daß eine gänzliche Aufhellung aller verworrenen und unrichtigen Begriffe von Dingen die mit der Religion in Beziehung stehen, schon damals nöthig, und auch möglich, und besonders für die ersten Lehrer des Christenthums thunlich, auch ihrer Weisheit angemessen gewesen. Aber er nimmt auch geradehin an:

1. Daß was sie in ihrem eigenen Nahmen aus eigener Ueberzeugung sagen, allen Christen zum Glauben empfohlen wird.

2. Daß wenn sie eine Sache zum Gegenstand der Religionserkenntniß machen, sie sich alsdenn nicht nach der Juden Begriffe von diesem Gegenstande bequemen, sondern aus ihrer Ueberzeugung Wahrheiten vortragen, die wir annehmen müssen, und daß dieß besonders auch von den in den Evangelien vorkommenden Aeusserungen, die den Satan und seine Werke betreffen, gelte.

Allein dieß ist, wenn jene Grundsätze angenommen werden, nicht erweislich. Auch hat der V. nicht gezeigt, daß sie falsch seyen, ob er wohl manches beygebracht hat, das wider sie streitet. Er hat mehr behauptet als bewiesen, daß die Lehren, die von einigen für jüdische Volksmeynungen gehalten werden, auch in dem Unterricht der Heiden, deren Meynungen sie nicht gewesen, vorgetragen worden, daß es an sich leicht gewe-

sen, die ächte Religionsbegriffe von den Volksideen wenn sie falsch gewesen zu trennen, und daß es nothwendig gewesen, und zur Einführung der ächten Religion gehört habe. Man kann daher die entgegengesetzte Meynung nicht für widerlegt halten, ja auch nicht annehmen, daß sie in dieser Schrift mit eigentlichen Gründen bestritten werde. Wären diese Behauptungen richtig, so wäre freylich nicht einzusehen, warum nicht schon damals die Menschheit über gewisse Lehren hinlänglich aufgeklärt worden. Dieses konnte von der christl. Offenbarung allerdings erwartet werden; wenigstens so fern jene Volksideen wirklich in einigem Zusammenhang mit den Religionslehren stehen. Doch liesse sich hieraus noch nicht zuverlässig schliessen, daß es nicht aus uns unbekannten Ursachen unterblieben. Die Gründe a priori, was eine Offenbarung leisten mußte, sind gemeiniglich allzu unsicher, als daß sie von grossem Gewicht seyn könnten.

Unser V. nimmt erstlich an, daß Jesus und die Apostel keinen Irthum wissentlich bekräftiget, und unter ihre eigenen Behauptungen eingemischt haben, ohne ihn von denselben zu unterscheiden; daß sie von demselben nicht Gebrauch gemacht, daraus Lehren oder Trostgründe oder Ermunterungen zur Tugend herzuleiten. Es ist auch gar nicht nöthig daß wir dieses annehmen, um der Meynung zu seyn, daß in den **Lehren** die dem wesentlichen Inhalt nach Jesum zum Urheber haben, und in der Lehre der Apostel Irthümer **bekräftiget**, und behauptet worden,

den. Geschieht solcher Volksideen Erwähnung, so ist diese Erwähnung nicht gleich Bekräftigung. Wo sie es aber auch ist, so ist nicht nothwendig, daß irrige Ideen von den Aposteln wissentlich bekräftiget worden.

Nach meiner Vorstellung von der Sache bezogen sich Jesus und die Apostel auf gewisse den Juden geläufige Ideen, manchmal ohne daß wir sehen, in wie fern sie selbst solche Ideen gebilliget. So sehe ich z. B. nicht, ob Jesus in der Parabel vom Reichen, die Meynung der Juden vom Schooß Abrahams, und dem gegenüber liegenden Qualort billiget. Er erwähnt hier ohne Zweifel eine Erzählung, die von einigen jüdischen Lehrern dem wesentlichen Inhalt nach bereits vorgetragen worden war, und folgt hierinn der Weise der Rabbiner, die gewisse Aggadoth oder Mythos vorbrachten, um gewisse Lehren dadurch dem Volk anschaulich zu machen. Eben so ist nicht klar, daß Jesus die Meynung von Besizungen der Dämonen bekräftige, wenn er sich darauf bezieht, um einen gewissen Satz durch ein Simile zu erläutern, oder wenn er sie gelten läßt, blos um seine Gegner aus ihren eigenen Meynungen von der Ungereimtheit ihrer Verleumdung zu überweisen, die sie wider ihn vorbrachten. Er sagt ihnen z. B. „der unreine Geist verläßt einen Menschen, „und nachher besizt er ihn wieder in Gesellschaft „sieben anderer unreiner Geister. Ihr Juden seyd

„solchen Besessenen gleich." Die Lehre die in euch einige vorübergehende gute Wirkungen hervorbringt, dient nur zu einer nachherfolgenden grössern Verstokung in euerm Unglauben. *) Folgt wohl aus dieser Anführung einer gemeinen Meynung der jüdischen Exorcisten, daß sie bekräftiget, durch Jesu Ansehen bestätiget werden soll? — Oder wenn Jesus die Rede der Pharisäer daß er die Dämonen durch den Beelzebub austreibe, mit Gründen widerlegte, welche die Wirklichkeit der teuflischen Besitzungen voraussetzen, so ist diese Beweisart argumentatio ad hominem und von eben der Brauchbarkeit mit dem Beweis den Jesus den Sadduceern von der Auferstehung der Todten giebt. Wenn wir auch die jüdische Ideen von Besizungen annehmen, können wir deswegen auch annehmen, daß die jüdischen Exorcisten durch Gottes Kraft Dämonen ausgetrieben haben? Und gleichwohl bezieht sich Jesus auf diese Wunderkraft der jüdischen Exorcisten, als eine von den Pharisäern zugestandne Thatsache. Wann Paulus vom wandernden Felsen in der Wüste spricht, aus welchem die Israeliten tranken, bekräftiget er wohl deswegen diese Meynung, aus der die Benennung entstand? **) Vermuthlich nicht. Er giebt dem Felsen diesen Nahmen, den er von jener Fabel erhielt, blos um ihn kenntlich zu machen.

Doch

*) S. Matth. 12, 43—45. Die Geschichte des Lebens Jesu beweißt diese Wahrheit.

**) S. Wetstenii Anot. in N. T. 1. Cor. 10, 4.

Doch wenn auch die Stellen der Evangelien zuweilen beweisen, daß die jüdischen Volksideen von gewissen Dingen mit Billigung erwähnt worden, so darf nicht vergessen werden, daß die Kritik über die Entstehung dieser Evangelien gegenwärtig bereits so viel Licht verbreitet hat, daß wir Grund haben anzunehmen, die Einkleidung der Reden oder Vorträge Jesu gehöre den Urhebern der Evangelien selbst; und es sey zwischen der Art wie Jesu Geschichte geschrieben worden, und der Weise wie die Geschichte in alten Zeiten überhaupt geschrieben wurde, kein so mächtiger Unterschied, als man lange Zeit geglaubt hat; dieß ist es, was ich gegen den Grund anführen möchte, den unser V. für seine Meynung aus der Parabel vom Unkraut des Ackers, und aus der Stelle Joh. 8, hernimmt, aus welchem er zu erweisen gedenkt, daß Jesus die Lehre vom Teufel durch sein Ansehen bestätiget habe. Ich gehe weiter.

Es war Jesu und der Apostel nicht unwürdig, sich auf solche Ideen zu beziehen, die bey den Juden für heilige oder unumstößliche Wahrheiten galten.

Auch ist es nicht gegen die Würde und Wahrheit der christlichen Lehre, anzunehmen, daß die Apostel über manche Meynungen die ihre Nation angenommen hatte, oder die der größte Theil der Menschen jener Zeit annahm, keine Aufschlüsse erhalten haben.

Diese beyden Sätze erhellen nach meiner Meynung 1. aus der Gewißheit, daß die Wahrheit der Religion

von der Richtigkeit solcher Vorstellungen nicht abhängt. 2. Aus den Hindernissen, die der Bestreitung solcher Meynungen im Weg standen.

Es ist freylich vor allem nöthig, daß man erklärt, in welcher Verbindung solche Ideen mit den Glaubenslehren und Vorschriften standen, in welcher Beziehung auf dieselben sie berührt, oder gar für bekannt angenommen worden; was für Einfluß auf die Glaubenslehren und Vorschriften der Sittenlehre ihre Mißbilligung hat. Wenn solche Ideen wirklich als mit der eigenen Ueberzeugung der Lehrenden übereinstimmend erwähnt werden, so muß diese Erwähnung ihrem Endzweck nicht bloß nicht hinderlich sondern selbst beförderlich seyn. Es muß durch sie eine Wahrheit für die damaligen Menschen erwiesen, oder doch für sie anschaulich gemacht werden, oder durch sie ihr Einfluß auf die Gesinnungen jener Menschen erhöht werden.

Unser V. führt unter den **Volksideen**, nach denen sich Jesus und die Apostel gerichtet, besonders folgende an:

1. Die Ideen vom Satan und seinem Reich, d. i. aller bösen geistlichen Mächte und Kräfte, die mit Gott in Feindschaft stehen.

2. Die Ideen von der gleichzeitigen Auferweckung der Menschen, und Bekleidung mit einem organischen Körper, zu welchem der irrdische Leib die Grundlage enthält.

3. Die Vorstellung von einem sichtbaren Gericht, das

das am' End der Welt vor sich gehen würde. Es ist gewiß, daß wir in dem N. T. lauter Bestimmungen antreffen, die denjenigen, welche bey den Juden über diese Gegenstände ein gewisses Ansehen erhalten hatten, ähnlich sind. Ja von den Dämonen, welche Menschen besitzen, und den bösen Geistern in den Luftgegenden, hatten wahrscheinlich gewisse Philosophen von Zoroasters, und Pytagoras Sekte ähnliche Vorstellungen. Vielleicht gab es auch welche unter den Heiden, die aus Zoroasters Schule den Begriff von der Auferstehung mitgebracht haben. Die Meynung von den Besitzungen böser Dämonen war auch bey den Nichtjuden Volksglaube.

Einige wollen zwar das Daseyn solcher Begriffe in der heidnischen Welt zu Christus Zeit bezweifeln, und fordern wer weiß was für Demonstrationen vom Daseyn derselben. Aber es kann genug seyn, daß die Meynungen von den Besitzungen der Dämonen sehr alt und ausgebreitet ist, daß die Grundlage des Zoroasterschen Systems älter als Christus ist, daß die neuplatonische Philosophie nicht auf einmal entstanden, und die Gestalt bekommen haben kann, die sie im zweyten Jahrhundert hatte. Es ist wohl bloß Abneigung gegen die Folgerungen die sich aus der Behauptung, daß dergleichen Meynungen vor Christus Zeit bekannt gewesen, ziehen lassen, wenn man die Behauptung selbst bestreitet.

Und was haben diese Ideen im N. T. für Beziehung auf die Religionslehren ?

Sie

Sie werden erwähnt um denselben mehr Anschaulichkeit, also mehr Kraft zu verschaffen. Denn sie dienen solchen Lehren eine der Fassungskraft jener Menschen angemessene Einkleidung zu geben. Allein dem ungeachtet ist die Wahrheit, und der Nutzen der Religionslehren selbst von ihnen unabhängig. Dieß ist zwar schon in der Abhandlung vom **Unterschied der Religion und Theologie** gezeigt worden. — Doch mag es nicht überflüßig seyn noch etwas davon zu sagen. Wenn Paulus vor den Anfechtungen der bösen Mächte warnt, und Petrus ihnen Widerstand thun heißt, wenn jener vorstellt, daß der Fürst der Luft sich in den Seelen der lasterhaften Menschen wirksam beweise, daß Jesus seine Macht geschwächt habe u. s. w., so sind diese Vorstellungen ohne Zweifel geschickt, **gewisse**, nach unserer Philosophie **abstrackte** oder allgemeine Wesen in Gegenstände der Anschauung zu verwandeln, oder vielmehr in jener Gestalt die sie schon hatten, zu erhalten. Und in so fern dienen sie so wie die Personificirungen in den Gedichten zur Belebung gewisser Vorstellungen. — Noch sichtbarer ist wohl dieser Nutzen bey der populären Vorstellung von der Auferstehung — Man denke sich unter der Auferstehung eine Bekleidung der Seele mit einem neuen Leibe in einer andern Weltgegend, oder eine Entwickelung des n uen Leibs, welche allmählich nach einem verborgenen Naturgesetz erfolgt. *) Man denke sich unter dem Weltgericht etwas

*) S. diese Beyträge (im 2ten und 3ten Heft) den Aufsatz betitelt: Aussichten in die nahe Ewigkeit.

etwas dergleichen wie der V. des in diesen Beyträgen befindlichen Aufsatzes über Joh. V. 22. 27. *) sich vorstellt. Man sondere das Mirakulöse und das Dramatische, in die äussern groben Sinnen fallende von diesen Lehren ab, wird nicht das Populare (für den grossen Haufen der Menschen faßliche) zugleich wegfallen? So bald nur das Allgemeine der Thatsachen übrig bleibt, hergegen alle besondere Bestimmungen wegfallen, wird auch die Thatsache ein Objekt des reinen Verstands, und ist kein Gegenstand der sinnlichen Darstellung mehr. — Wohl, wird vielleicht unser V. einwenden: **warum haben uns denn die Lehrer des Christenthums diese Thatsache nicht in ihrer wahren Individualität** gezeigt? — Wie wissen wir denn aber ob mit unsern Sinnen und unsrer Vernunft die wahre Art, wie jene Begebenheiten geschehen, anzusehen, und darzustellen fähig sind?

Allein es schadet der **Wahrheit** selbst offenbar nichts, wenn sie schon unter einer sinnlichen Hülle gedacht wird — Sie bleibt dieselbe. Wer kann also wohl behaupten, daß es nothwendig gewesen sey, daß solche Wahrheiten nackend, ohne allen Zusatz von Nationalideen, den Aposteln geoffenbart wurden? (Denn sehr gern räume ich ein, daß sie nicht anders gelehrt als sie glaubten.) Man muß sehr vermessen seyn, wenn man bestimmen will, wie früh oder bald Gott die Menschheit über gewisse Dinge vollständig habe belehren müssen.

Aber

*) S. Das 12te Heft, die Abhandlung über Joh. 5, 22. 27.

Aber wie? „Die Versinnlichung jener Wahrheiten und zumalen die Lehre vom Satan ist ja als Irthum betrachtet nicht unschädlich?„ Auch der Verfasser jener Schrift widerholt es oft, daß die Lehre vom Teufel als Irrthum habe schädlich werden müssen. — Sonderbar daß die selbst, welche ihr Beyfall geben, dieses sagen? Und wie beweisen sie es denn? A posteriori doch wohl? Und das ist für sie schlimm. Denn hieraus folgt daß sie ein Irrthum sey. Der Beweis a priori möchte schwer zu führen seyn. Und denn ist er auch sehr überflüssig. Man kann sich die Arbeit des Nachdenkens ersparen, und die Geschichte durchgehen. Ja wohl ist in gewissen Zeiten unter gewissen Umständen die Lehre von des Satans Reich nachtheilig gewesen. Aber in jener Zeit, in jenem Zusammenhang der Vorstellungen vom Weltall, war sie wegen ihrer Verknüpfung mit den damaligen Begriffen von Gott als Quell des Guten, ihrer schädlichen Nebenwirkungen ungeachtet, ohne Zweifel von ihren Ideen von der unsichtbaren Welt nicht abzusondern. Das Böse schien jenen Menschen etwas wesentliches, (und kein blosser Mangel). Sie glaubten also daß es auch von einem oder mehrern bösen Wesen geschaffen oder hervorgebracht seyn müßte. Vielleicht glaubten auch die Juden in dem A. T. unläugbare Spuren jener Lehre von Satans Reich zu finden. Und es dürfte nicht so leicht gewesen seyn, sie auf andere Gedanken zu bringen.

Wer sich denn die **Meynung**, daß die ersten Lehrer

des Christenthums einige den Menschen ihrer Zeit bekannte, geläufige Vorstellungen beybehalten und in ihren Unterricht verwebt haben, ganz richtig vorzustellen wünscht, muß folgende Sätze als Gründe derselben erwegen:

Die Lehrer des Christenthums erfüllten die Pflichten ihres göttlichen Berufs, wenn sie nicht eine neue Lehre von der Natur und den Ursachen der Dinge in der Welt einführten, sondern an die bereits vorhandenen moralische Wahrheiten anknüpften. Jenes kannte und sollte noch nicht geschehen. Dieses sollte geschehen, und konnte bewerkstelliget werden. Ferner:

Die Lehrer des Christenthums sollten die christliche Lehre bey den Juden dadurch in Ansehen bringen, daß sie das Wesen ihrer alten Religion damit so viel möglich zu vereinigen trachteten.

Einführung einer neuen Lehre von der Natur und den Ursachen der Dinge konnte nicht Sache des Religionslehrers seyn. Es ist aber offenbar, daß die Ideen von der Geisterwelt, der Art des Uebergangs der Seele in ein zweytes Leben, und der Veränderungen welche ihr daselbst bevorstehen, auch der künftigen Vervollkommnung und Verwandelung unsers Erdballs und der benachbarten Himmelskörper, mit dieser Lehre in nothwendigem Zusammenhang steht. Sollen die Begriffe von allen diesen Gegenständen mit der Wahrheit genau überein-

einstimmen, so müssen die Menschen von der physischen Natur der Welt einige Belehrung erhalten. Ist einmal die denkende Klasse der Menschen über gewisse Wahrheiten dieser Art einig, dann verbreitet sich das Licht auch in die untern Klassen, obwohl sehr schwehr, und langsam. Erst muß die Arzneykunde Fortschritte machen, eh die Ueberzeugung so gar bey Gelehrten und Denkern allgemein werden kann, daß die Dämonischen nicht unter dem Einfluß böser Geister stehen. Denn wie liessen sich sonst die Erscheinungen, welche man bey Rasenden, und Epileptischen beobachtet, befriedigend erklären? Erst muß die Seelenlehre in beträchtlichem Grade exkolirt seyn, eh man aufhören kann, alle ungewöhnlichen Bewegungen der Seele, alle ausserordentlichen Zustände derselben, Entzückungen, Begeisterungen u. s. w. selbst die Wirkungen starker Leidenschaften unsichtbaren Wesen, die in uns wirken, zuzuschreiben. Erst muß die Natur, und Grösse des Weltalls mehr bekannt seyn, eh die dürftigen Vorstellungen vom Schooß Abrahams, Elysium u. dgl. alle Wahrscheinlichkeit verlieren. Erst muß der Gang der Veränderungen im Weltall überhaupt bekannter seyn, eh solche Begriffe von Gottes Mitwirkung bey Vervollkommnung der lebenden Wesen, und ganzer Welten selbst entstehen können, ja auch nur gefaßt und begriffen werden können, die der Wahrheit näher kommen. Vorher sind die Vorstellungen von solchen Gegenständen der Fassungskraft, und dem Ideenkreis der unwissenden

Mensch-

Menschheit angemessen, und entfernen sich also mehr davon.

Ich weiß sehr wohl, daß wir noch jezt die Gesetze, nach welchen die Seele nach dem Tode mit einem neuen Körper überkleidet wird, die Gesetze, nach welchen Welten veralten und erneuert werden, nicht kennen, nicht wissen, auf was Art der künftige Zustand denkender Wesen mit dem gegenwärtigen zusammenhängt, nach welchen Gesetzen jeden die natürlichen Belohnungen oder Strafen seiner freyen Handlungen in diesem Leben der„ einst treffen. Aber gewiß scheint es, daß diese Gesetze und Anstalten so verborgen und wunderbar, der Weisheit und Grösse Gottes so würdig sind, daß sie in jeder popularen, gemeinen Menschenfaßlichen Vorstellungsart, ganz anders beschaffen erscheinen müßten, als sie sind. Ja warum sollten wir wohl auf unser Bisgen Philosophie, der sich das achtzehnte Jahrhundert rühmt, so stolz seyn, um nicht zu gestehen, daß solche Gesetze und Anstalten den Verstand des gründlichsten Denkers eben so wohl, als des unwissendesten Menschen aus dem grossen Haufen übersteigen? Und wie kann wohl eine populare Art, das Weltgericht und die Auferstehung vorzustellen, oder die Verwandelung der Gestalt dieser Welt in eine vollkommnere, anschaulich zu machen statt finden, die mit der Wahrheit genau übereinstimmt? Vielleicht müßten wir nicht allein einen höhern als menschlichen Verstand, sondern auch andre und fürtreflichere



Sinne haben, um einer wahren Vorstellung von diesen Dingen fähig zu seyn.

Eben deswegen, sagt man vielleicht, sind diese Dinge geoffenbart? Was ist denn geoffenbart? Die Thatsachen selbst, nicht die Art und Weise wie sie geschehen. Diese konnte ohne Zweifel nicht jenen Menschen geoffenbart werden. Denn die Offenbarung muß ja so beschaffen seyn, daß sie nicht allein die Fähigkeiten desjenigen der sie empfängt, nicht übersteigt, sondern daß sie sich auch durch Unterricht mittheilen und fortpflanzen läßt. Also muß sie Dinge enthalten, welche den Verstand gemeiner Menschen nicht übersteigen, sondern von demselben gefaßt werden können. Sonst bleiben diese Dinge auch nach der Offenbarung selbst Geheimnisse.

Die Lehrer des Christenthums haben also nicht den Beruf gehabt, physische und metaphysische Wahrheiten, deren jene Menschen nicht fähig waren, bekannt zu machen, sondern moralische Wahrheiten. Das Moralische, oder eigentlich zu reden, das auf den moralischen Zustand Einfliessende ist von dem Metaphysischen, und dem Physischen leicht zu trennen. Es kann mit allerley zum Theil unrichtigen Vorstellungen dieses lezteren sehr wohl bestehen. Wie sehr weichen aller Menschen Vorstellungen von Gott von einander und von der Wahrheit ab? Aber es giebt eine reine richtige Lehre von dem, was in der Lehre von Gott auf den moralischen Zustand Beziehung hat. Diese Lehre kann mit mancherley unrichtigen Vorstellun

gen von den metaphysischen Vollkommenheiten Gottes bestehen. Z. B. mit der Vorstellung daß Gott in der Zeit existire, daß er im unendlichen Raum, oder auch der Substanz nach mehr an einem Ort der Welt als an dem andern sey u. s. w. — Die Unsterblichkeit der Seele überhaupt ist als solche betrachtet eine Wahrheit die auf den moralischen Zustand Einfluß hat. Dieses Moralische bleibt sowohl in der krassen Vorstellung des Tertullian von der Natur der Seele, als in der reinen und würdigen Vorstellung des Plato. Das Wesen der Lehre von der fortdauernden Existenz der Seele leidet keine Veränderung, man mag nun nach krassen Vorstellungen vom Universum promtuaria animarum (Behältnisse in dem Weltraum,) oder Inseln jenseit des Weltmeers, oder Oerter der Seligkeit, oder Quaal unter der Erde annehmen. Die Idee wird immer bleiben, daß die Seele nach dem Tod des Menschen noch im Weltall vorhanden sey, und unter Gottes Regierung stehe. Ist man darüber einig, daß die Tugendhaften belohnt, und die Lasterhaften bestraft werden, so ist man in der Lehre von einem künftigen Stand der Wiedervergeltung einig. Diese Lehre behält ihren Einfluß auf die Moralität, man mag nun die Verbindung der Seele mit einem neuen Körper, oder demjenigen in welchem sie gelebt, und zwar gleich nach dem Tode oder am Ende der jezigen Periode der Existenz unsers Erdballs annehmen. Die Menschheit kann schlechterdings nicht auf einmal eine gänzliche Ummand-

lung ihrer Begriffe von metaphysischen, physischen, und moralischen Dingen zugleich erfahren, und sich gefallen lassen. Einige müssen stehen bleiben, damit die andern sich an sie anschliessen können. Einige müssen den andern zum Substrat dienen. Einige müssen bereits angenommen, gebilliget seyn, damit die übrigen sich durch die Möglichkeit, mit ihnen in Verbindung gebracht zu werden, oder durch wirkliche Uebereinstimmung mit ihnen, empfehlen. Wie soll der, welcher der Menschen Begriffe auf einmal umschmelzen, welcher alle alten ausrotten, und lauter neue an ihre Statt setzen will, Eingang und Beyfall finden? Woher soll er die Beweise seiner neuen Wahrheiten nehmen, wenn Er allen für wahr angenommenen, durch das Ansehen des Alterthums, oder der Vorwelt befestigten Begriffen den Krieg ankündiget? Und gesetzt er finde Eingang und Glauben, wie wird er hindern, daß die alten Begriffe sich nicht immer fort den noch so gelehrigen Schülern aufdringen, nicht mit den neuen vermischen? Man kann freylich sagen, daß das nach dem natürlichen Lauf der Dinge nicht anders seyn könne, daß aber durch ein Wunder eine solche Revolution zu Stande kommen könne. Aber die, welche das sagen, bedenken nicht, daß man in der Ausbreitung des Christenthums in der Welt immer weniger Wunder, aber desto mehr weise Verfügungen der besondern Vorsehung Gottes antrift, je näher man mit der Geschichte derselben bekannt wird.

Die Lehrer des Christenthums haben die Wahrheiten der neuen Religion so sehr als möglich mit den bessern Lehren der jüdischen Religion in Zusammenhang zu bringen gesucht, und auch die übrigen Lehren so sehr wie möglich geschont. Sie haben daher auch die neuen moralischen Begriffe so viel möglich bey sich selbst und Andern, an alte Begriffe von der Natur und den Veränderungen der Dinge angeknüpft, und in diesen lezten keine merkliche oder wichtige Veränderung vorgenommen. Es ist schon oft genug gesagt worden, daß sie die Messiaslehre, so wie sie nach den Begriffen der besserdenkenden, weniger sinnlichen Juden beschaffen war, zur Grundlage gebraucht, darauf ihre Lehre von Jesu Sendung zu bauen, daß sie vom Innhalt der Propheten so wie jene Juden dachten, und auf diese Begriffe ihre Beweise von Jesu Sendung und Bestimmung gründeten. In andern Lehren, die ihren Endzwek nicht so befördern konnten, doch demselben nicht hinderlich waren, haben sie wenigstens keine Veränderung vorgenommen. Den deutlichsten Beweis giebt wohl die bloße Erwähnung einiger Lehren und Begriffe, ohne daß dieselben als neu oder unerhört, oder doch den Christen zu wissen besonders dienlich erläutert, bestimmt, und zum Glauben empfohlen werden. Die Apostel sind also wohl selbst für sich bey solchen Begriffen geblieben. Und sie haben in Ansehung derselben keine neue Belehrung vom Geist der Wahrheit erhalten. Solche Begriffe kommen aber auch in den Evan-

gelien selbst vor. Und um uns diese Erscheinung zu erklären, müssen wir die Entstehungsart derselben, und die Art, wie darinn Jesu Vorträge eingekleidet werden, in Erwägung ziehen. Die ganze Lehre vom Satan, wie auch die Lehre von den dämonischen, von den feindseligen Geistern die Gott und den Menschen hassen, wird nirgends ausdrüklich erklärt, und zum Glauben empfohlen, so wie etwa die Lehre von der Erhöhung Jesu. Diese Geisterlehre wird im Gegentheil als bekannt vorausgesezt. Und doch beruht dieselbe am Ende nicht einmal auf klaren Stellen des Alt. Testam., wird auch dort nirgends erläutert, noch zum Glauben empfohlen. Sie entstand im Gegentheil größtentheils in der Zeit vor Christus. Wir finden sie in den Apocryphen und dem Talmud. Es ist also klar, daß sie nicht zu den christlichen, neubekanntgemachten Wahrheiten gehört. Die Christen können ja nicht wissen, was sie z. B. von den unreinen Geistern, welche die Menschen besizen, denken müssen, ob sie dieselben für Seelen der alten Riesen oder der Gottlosen, oder für böse Engel halten sollen? Was die Kräfte, und Fürstenthümer sind, die mit Gott im Streit stehen, u. s. w.

Die Lehre vom Zustand der Seele unmittelbar nach dem Tode, ist nirgends im N. Test. deutlich bestimmt. Die Parabel vom Lazarus, und die Verheissung die dem bekehrten Schächer geschieht, enthält eine Anspielung auf gewisse unter den Juden schon vorhandene Begriffe von demselben. Paulus hofft nach dem Tod bey Christus

tus zu seyn. Sonst wird von diesem Zustand nichts gesagt. Will man die Apokalypse annehmen, so ist hier eine Anspielung auf einen Zustand der Erwartung künftiger Belohnung. *) Also werden diese Begriffe zwar stehen gelassen, aber sie werden nicht erläutert, nicht näher bestimmt. Von andern Lehren als von dem Zustand der Seligen und Gottlosen nach der Auferstehung, von der Auferstehung selbst, und vom Tag des Gerichts ist erweislich, daß sie den Juden bereits bekannt waren, eh das Christenthum in die Welt kam. Und auch diese sind in eben der popularen Gestalt vorgetragen worden, in welcher die Lehrer der Juden sie vorgetragen haben mögen; wenn wir anders aus gewissen Stellen die im Talmud vorkommen, zu schliessen befugt sind. Und ich seh' nicht ab, warum wir das nicht seyn sollten. Zwar sind diese Lehren bestätiget, und mit den moralischen Wahrheiten des Christenthums in Verbindung gebracht worden. Aber wir finden doch die Ursache ihrer popularen Gestalt, oder ihrer historischen Einkleidung in den bereits vorhandenen Ideen der Nation. Also ist eigentlich das Wesen dieser Lehren die Widervergeltung, die Unsterblichkeit der Seele, und die Entscheidung des Schiksals der Menschen nach ihrem äusserlichen, und in-

 ner-

*) Apok. 6, 9. 10. 11. Der Seher sieht unter dem Altar im Himmel die Seelen der Märtyrer, die um Rache wider ihre Verfolger schreyen, und weiße Röcke d. i. den Trost und die Hoffnung der Belohnung der Unschuld erhalten.

nerlichen Zustand in der Zukunft, die vom Willen und der Regierung Gottes, und Jesu abhängt. Das Sinnliche oder Dramatische ist allerdings das Lokale und Temporelle, wodurch diese Lehren anschaulich gemacht werden. So ist z. B. bey der Lehre von der Auferweckung der Todten dieß wohl nur sinnlich und dramatisch, daß sie aus **den Gräbern hervorkommen** sollen. Sind doch nicht alle Menschen begraben. Finden sich doch die Seelen der Verstorbenen wohl nicht mehr in den Gräbern bey ihren Leibern. Ist doch die Materie, woraus die Körper der vor Jahrtausenden Gestorbnen bestanden, längst durch den ganzen Weltraum zerstreut! So ist auch wohl dieß nur bloß populare Einkleidung, daß es **zwey** Oerter giebt, der **Belohnung**, und der **Strafe**; daß die Menschen in zwey Haufen getheilt werden sollen. In der großen Stadt Gottes sind der Wohnungen viele! Und es giebt **viel** und nicht bloß **zwey** Menschenklassen, wenn man auf ihren moralischen Zustand sieht. Doch genug. Ich würde das wiederholen, was bereits in der Abhandlung vom Unterschied der Theologie und Religion gesagt worden, wenn ich mehr über diesen Gegenstand sagen wollte.

An Herrn M., Verfasser der Briefe über das Prinzipium der Moral.

Erster Brief.

Recht angenehm ists mir, mein theurester Freund, daß Sie endlich einmal nach so mancher Aufforderung diesen Weg einschlagen, Ihre so intressanten Ideen über das Prinzipium der Moral bekannt zu machen. Sie bemerken sehr richtig, daß die schriftliche Unterhaltung das bequemste Mittel sey sich einander gehörig zu verständigen. Sie haben also mir selbst, ob ich wohl manchmal aus Ihrem Mund selbst zu vernehmen den Anlaß hatte, wie Sie über diesen Gegenstand denken, wirklich erst jezt einen vollständigen Begriff von Ihren Grundsätzen über das Wesen der Moral gegeben. Sie werden es wohl nicht für Schmeicheley aufnehmen, wenn ich mich Ihnen hiemit für verbunden erkläre, daß Sie diesen Sammlungen durch diesen Ihren Beytrag ein neues Interesse haben geben wollen. Indeß kann ich hier nicht umhin Ihnen meine Verwunderung darüber zu bezeugen, daß Sie in Furcht zu stehen scheinen, Ihre Ideen möchten die Toleranz nicht finden, die man sonst Meynungen aller Art in unsrer Zeit so freygebig angedeihen läßt. In der That finde ich keinen Grund zu einer solchen Vermuthung. Gesezt nicht zugegeben, daß man Sie von einigem Ansaz zur

moralischen Schwärmerey nicht so ganz frey sprechen könnte, so denken auch wohl die meisten guten Menschen über moralische Schwärmerey so wie Sie; da man ihre heilsamen Folgen in der menschlichen Gesellschaft täglich vor Augen sieht. Ich halt' es auch mit Ihnen für unmöglich daß die Grundsätze, die Sie vorgelegt haben, von den Gesinnungen älterer und neuerer Philosophen und Theologen, die man mit dem Vorwurf der Schwärmerey verschont hat, so entfernt seyen, daß unser Zeitalter sich daran stossen sollte. Ihre Idee wenigstens: daß aller persönliche Nutzen und alles eigene Vergnügen an sich nicht Zweck der Moral sey, stimmt mit den Meynungen der jetzt in grossem Ansehen stehenden philosophischen Parthey überein. Andere Vorstellungen z. B. von Unstatthaftigkeit der Ausnahmen von allgemeinen moralischen Vorschriften werden manche theologischen Sittenlehrer willig gut heissen. Doch ich will einmal zur Sache kommen. Meine Absicht ist nicht einen Federkrieg mit Ihnen anzufangen. Es war auch wohl Ihre Meynung nicht, mich dazu auffordern zu wollen. Ihre Grundsätze scheinen mir so schön, so edel, daß wenn sie auch nicht ganz richtig seyn sollten, ich Sie doch in ihrer Ueberzeugung nicht gerne irre machen möchte, wenn ich auch könnte, welches ich mir doch nicht anmasse. Die, bey welchen sie Eingang finden, (und solche wirds gewiß geben) möchten sich wohl besser dabey befinden, als gerade bey meinen. In der Moral trifts weit mehr zu, als bey andern Gegenständen des Wis-

sens

fens und Glaubens, daß jeder seiner Ueberzeugung oder auch seines Glaubens leben muß. — Ich nehme aber doch Ihre Aufforderung Ihnen meine Gedanken über den Gegenstand den Sie abgehandelt haben, mitzutheilen an, und will meine Ideen vom Prinzipium der Moral bey diesem Anlaß (vielleicht mehr um mir selbst, als einem andern damit einen Dienst zu thun *) ebenfalls entwikeln. Wo ich genöthigt bin meine Meynung vor Mißverstand zu verwahren, wo ich sie gegen die Voraussetzung daß sie schon widerlegt sind, decken muß, nun da werde ich freylich in Beziehung auf ihre Aeusserungen mich erklären müssen. Und am allerliebsten werde ich es da thun, wo wir einerley Meynung sind.

Da ich indeß mich nicht rühmen kann, mein System so vollkommen im Reinen zu haben, daß meine Begriffe keiner Erweiterung noch Berichtigung mehr fähig wären, so werden sie wohl nicht erwarten, daß ich mich sonderlich darum bekümmern sollte, in wie fern ich mich bereits über dieß oder jenes erklärt, mit was für Gründen ich meine Meynung behauptet, oder was für Ausdrüke ich ge-

*) Um schreibend meine noch nirgends so entwikelten Ideen zu enthüllen und zu ordnen. Sie müssen selbst schon erfahren haben, wie glüklich dieß Mittel ist, unsern Gedanken Berichtigung zu geben. Aber ich habe da einen Beweis gegeben, daß meine Moral eigennützig ist? Ich denke nein. Das werden Sie doch wohl einräumen, daß man den Zweck haben darf, seine eignen Begriffe über Moral zu ordnen und aufzuhellen, um — andre Moral zu lehren, oder — um Moral auszuüben?

gebraucht habe. Doch denke ich nicht, daß ich eben meinen vormaligen Aeußerungen widersprechen werde. Sollte ich aber in Zukunft meine Meynung in wesentlichen Stücken ändern, so würde ich mich nicht schämen, diese neue Ueberzeugung Ihnen und jedem Andern bekannt zu machen. Unbeständigkeit in den Ueberzeugungen von dunklen und noch streitigen Lehren ist nicht schimpflich. Und das Geständniß, daß wir sie geändert haben, scheint mir rühmlich.

Ich will also meine Begriffe vom moralischen Prinzipium Ihnen einmal vorlegen. Wir sind dißfalls so uneinig nicht als Sie denken. Und eine nun wohl nicht mehr leicht mißzuverstehende Erklärung soll, wie ich denke, Sie überzeugen, daß Sie mir und allen Philosophen, unter die Sie mich zu zählen belieben, ein wenig zu viel thun, wenn Sie die Vorschrift „vervollkommne dich," nicht gern gelten lassen, weil sie die Eigenliebe begünstigen soll.

Wenn man von gewissen Sätzen auch ausgeht, und sich befleißt in noch so guten in aller Form richtig schliessenden Syllogismen daraus Folgesätze abzuleiten, so kann man dennoch noch immer irren, wenn man die ersten Begriffe nicht vorher gehörig bestimmt hat. Der große Baco sagt daher: Syllogismus ex propositionibus constat. Propositiones ex verbis. Verba Notionum Tesseræ; itaque si notiones ipsæ id quod basis rei est, confusæ sunt,

&

& temere a rebus abstractæ nihil in iis que super struuntur est firmitudinis — Ich frage mich also ganz natürlich vor allem: Was nennst du moralisch gut im Gegensatz des bloß physisch Guten? Was für Handlungen haben also, wie sich Platner ausdrückt, einen moralischen, welche einen bloß kosmischen Werth? Der Mensch ist ein Thier, und auch ein vernünftiges Wesen. Seine thierischen Kräfte haben den Instinct zu ihrer Norm. Was zur Erhaltung und zum Vergnügen des Thiers beyträgt, ist physisch, kosmisch gut. Kosmischgut sage ich. Denn der Zweck des Welturhebers wird durch solche Handlungen befördert. Der Mensch ist ein vernünftiges, freies Wesen. Alle Handlungen die zur Vollkommenheit des Menschen als eines solchen Wesens beytragen, sind moralisch gut. Die moralischen Kräfte, die Freyheit hat eine höhere Norm als der Instinkt ist. Wenn ich sage, daß moralisch gute Handlungen die Vollkommenheit des freyen Wesens befördern, so sage ich damit, daß sie zum Zweck seines Daseyns übereinstimmen.

Handlungen der Freyheit, die nur Befriedigung thierischer Bedürfniße zum Zweck haben, sind kosmischgut in Absicht auf ihre innerliche Eigenschaften. Sie beziehen sich aber doch auf moralisch gute Handlungen, wenn sie nicht möglich wären, ohne daß viele Handlungen vorangiengen, die höhere Zwecke hatten.

Welches ist nun die Norm für freye Handlungen? Nach Kant ist es diese: Handle so, daß dein Wille für

für alle freye Wesen Vorschrift oder Gesetz werden kann. Da Kant nur den lezten Zweck der Freyheit als Selbstthätigkeit betrachtet, ausdrüken will, so steht nicht zu läugnen, daß die höchste Würde des freyen Wesens hierinn bestehe. Will man die Norm für vernünftige Handlungen als solche festsetzen, so ist sie diese: Befördere die Vollkommenheit des Ganzen, oder thu, was im Ganzen das Beste ist. Die Vernunft beurtheilt was gut (vollkommen) und bös (unvollkommen) ist. Betrachtet man sie abermal als Vernunft in Abstracto, so wird die Vernunft das im Ganzen im allgemeinen Beste vorziehen. Oder besser zu reden, der in Abstracto betrachtete vernünftige Wille wird das im allgemeinen Beste vorziehen.

Und wie nun, wenn wir Konkreta, Individua setzen, die nicht selbst das Ganze, die nur Theile desselben sind, kanns auch Gesetz für den Willen der Individuen werden: Thue was im Ganzen das Beste ist? Die Vernunft der Individuen muß einsehen, daß die Vollkommenheit oder das Gute in ihnen selbst deswegen fürs Ganze keinen höhern Werth hat, weil sie nicht ausser, sondern in ihnen ist. Das Urtheil der einzelnen vernünftigen Wesen, von dem was das Beste ist, kann also vom Urtheil der abstrackten Vernunft nicht verschieden seyn. Also wird freylich das höchste lezte Ziel, das den Bestrebungen des vernünftigen freyen Willens vorgesteckt ist, das Beste des Ganzen seyn.

seyn. Moralisch gut wird also eine Handlung seyn, durch welche das Beste des Ganzen befördert wird. Ich verstehe hier das was überhaupt im Ganzen das Beste ist, betreffe es den Handelnden, oder andere ausser ihm. Die Vernunft macht zwischen Ich und Du, zwischen Kajus und Titius keinen Unterschied.

Hieraus folgt, daß die Vorschrift **befördere das Beste des Ganzen, thue das was schlechthin das Beste ist**, die Quelle aller Erkenntniß der Pflicht, auch der Geist und Zwek des Naturgesetzes ist.

Aber hier muß ich freylich gegen einen besorglichen Mißverstand protestiren, der sich abermal ereignen könnte, schon einmal ereignet hat. Wenn ich sage, daß ein vernünftiges Wesen als solches, **das im ganzen Beste** sich als das Ziel seiner Bestrebungen denken soll, so verstehe ich nicht das Beste **Anderer**. Die Vernunft ist nicht partheyisch. Sie macht zwischen **Ich** und Du diesen Unterschied nicht. Warum sollte ich das Wesen ausser mir meinem Ich vorziehen, wenn das Beste des Ich an sich wichtiger als das Beste dieses oder jenes Wesens ausser mir ist, wenn ich zwischen einem einfachen Gut ausser mir, und einem zweifachen dessen Ich theilhaft werden kann, zu wählen habe? Wohl mag meistens, oder doch sehr oft, das Beste Anderer fürs Ganze auch das wichtigere Gut seyn, wohl mag die Neigung, Andere sich selbst vorzuziehen, wegen

der

der Selbstüberwindung welche hinzu kömmt ceteris paribus verdienstlicher seyn, also mehr Gutes erhalten werden, wenn ich Andrer Wohl vorziehe! Mein Prinzipium steht dennoch. Die Vernunft macht zwischen Ich und Du keinen Unterschied.

Nun hätte ich mich also darüber erklärt, was ich eine moralisch gute Handlung nenne. Ich konnte das nicht thun, ohne zugleich das Prinzipium der Erkenntniß aller Pflicht anzugeben. Wer thut, was nach vernünftiger Ueberlegung gut ist, **nicht aus Instinkt handelt, und die Vernunft bloß wegen der Mittel ihn zu befriedigen frägt**, sondern einen Endzweck erreicht, oder doch verfolgt, den die Vernunft für gut erklärt, der handelt moralisch gut. Nun erklärt aber die Vernunft alle Zwecke für gut, die bey uns oder andern eine Vollkommenheit setzen, deren das Thier unfähig ist, der nur der Mensch fähig ist. Also wer sich z. B. um Kenntniß erhabener Wahrheit bemüht, oder sich das edle Vergnügen der Mitfreude an andrer **Erhaltung**, oder Wohl verschaft,*) der handelt moralisch gut.

Meine Meynung ist also **nicht**, daß jede gute Handlung

*) Seinen Instinkt befriedigen, ist keine moralisch gute Handlung. Einen Hungrigen speisen, ist eine moralisch gute Handlung, nicht, weil ich ein thierisches Bedürfniß eines Wesens an sich befriedige, sondern weil ich mir eine edle Art von Menschenfreude verschaffe.

lung gerade das Wohl der Gesellschaft befördern müßte, daß von ihr allemal nach meiner Einsicht mehr als eines Wesens Wohl abhängen müsse. Nein; warum sollte die Zahl der Objekte derer Wohl befördert wird, das Wesen der Handlung veränderen? Wer etwas thut, woraus Gutes an sich also im Ganzen entsteht, und dargegen nichts unterläßt, woraus mehr Gutes würde entstanden seyn, der befördert das Beste des Ganzen oder im Ganzen.

Nun habe ich mich über das Erkenntnißprinzip der Moral wenn Sie wollen, erklärt. Ich könnte es auch wohl das Prinzipium der Existenz des Sittengesetzes nennen. Denn es drükt den Geist desselben aus. Wir wollen nicht um Nahmen streiten. Der Unterschied der objektiven und der subjektiven Wahrheit ist so fein — und zu dem gehören metaphysische Subtilitäten in eine Schrift wie diese ist, nicht.

Dem allem ungeachtet, was ich vom höchsten Grundsatz der Sittlichkeit gesagt habe, habe ich noch nicht behauptet, daß der freye Wille vernünftiger Wesen das Gute als solches schlechtweg wählen könne oder wähle. Ich habe nicht gesagt, daß freye Wesen das Beste des Ganzen zur Absicht haben können, wenn sie handeln, das heißt, daß sie durch die Idee: das ist fürs Ganze gut, zum Handeln bestimmt werden können, und wirklich bestimmt werden. Es ist gar nicht einerley, urtheilen daß etwas

letztes Ziel der Willensbestrebungen seyn soll, und — dieß Ziel wirklich um seiner selbst willen verfolgen, nicht einerley das Gute für übereinstimmend mit der Natur des Willens halten, — und es wählen.

Ich muß Ihnen sagen, daß ich es im Gegentheil unbegreiflich finde, daß der Wille eines Wesens sich schlechthin durch das Urtheil: Das ist an sich gut bestimmen soll. Es muß eine Triebfeder, oder ein Beweggrund von anderer Natur hinzukommen. Für den Handelnden in Beziehung auf den Handelnden muß der Zweck gut seyn. Nur sein Bestes kann ein Wesen wirklich wollen. Für die trokene Erkenntniß gilt der Ausspruch: Befördere das Wohl des Ganzen. Aber die Willensnorm, die große Triebfeder aller Willensbestimmungen (das thelematologische Prinzipium) ist keine andere als diese: Befördere dein Bestes. Wenigstens ist das meine Meynung. Kann wohl eine Kraft Realität in sich hindern, vernichten? muß sie nicht nach Vermehrung derselben streben? Nichts scheint nothwendiger. (Etwas würde sonst den Grund seiner Vernichtung enthalten. Seine Realitäten würden zu Hervorbringung von Nichts zusammenstimmen. —)

Doch diesen Beweis a priori in seinem Werth und Unwerth gelassen, wenigstens bey menschlichen Geschöpfen ist dieß ein unwandelbares Willensgesetz: Vervollkommne dich selbst. Nie bestimmt uns der trokene, kalte, kanti-

kantische Imperativ,*) nie die Regel: Befördere das Wohl des Ganzen. Nein! wir müßen Vollkommenheit in uns anschauen, empfinden. Dann erst wählen und verwerfen wir. Gefühl das für uns in uns etwas das wir gut nennen durch Handlung bewirkt wird, kann uns allein bestimmen; zu wollen, oder nicht zu wollen. „O so wird ja die Eigenliebe auf den Thron „gesetzt, alle uneigennützige Tugend vernichtet! Doch ein „Trost für die Menschheit! Die Erfahrung spricht laut ge„gen diese philosophischen Grübeleyen. Wir finden noch „Menschen genug, die ohne Rüksicht auf sich selbst sich zum „Wohl des Ganzen verwenden, und die Möglichkeit unei„gennützig zu handeln, durch ihr Beyspiel beweisen!"

Hören Sie erst, M. Fr. was die Selbstliebe in der Sprache der philosophischen Sittenlehrer heißt; eh Sie den Stab über das perfice te ipsum brechen. Das Selbst hat in dieser Sprache eine ganz unschuldige Bedeutung. Es bedeutet nicht etwa wie im gemeinen Leben den Körper des Menschen, mit Innbegriff aller körperlichen Bedürfniße und Vorzüge, und die Hülfsmittel, welche im innerlichen und äußerlichen Zustand liegen, die Existenz des physischen Menschen zu erhalten, und ihm Vergnügungen der äußerlichen Sinnen von gröberer und feinerer Art zu gewähren.

 Nein

*) Zur Belehnung der Leser, die Staats-Philosophie nicht kennen, bemerke ich, daß K. eine Vorschrift einen Imperativ nennt.

Nein das Selbst bedeutet die Substanz der Seele mit Innbegriff aller Kräfte und Vorzüge, und überhaupt aller Realitäten, durch welche die Würde, Vortreflichkeit und überhaupt die Thätigkeit unsers Ichs erhöht und erweitert wird.

Also wenn selbst die edelsten Handlungen aus Selbstliebe hergeleitet werden, wenn man annimmt, daß Selbstvervollkommnung ein unwandelbares Willensgesetz ist, so brandmarkt man damit nicht die selige Sympathie, welche edle Seelen fremdes Wohl und Weh wie ihr eigenes empfinden läßt, nicht den Geist der Gemeinnützigkeit des edeln Menschenfreundes, der im Bewußtseyn des Vorzugs daß er der Urheber des Wohls Tausender ist, sich selig fühlt, — mit dem Nahmen des Eigennutzes, leitet solche edle Gesinnungen nicht aus Eigenliebe her. Nein man will damit nur so viel sagen, daß Sympathie uns unser Ich mit einem fremden gleichsam umtauschen läßt, daß wir durch sie uns an andrer Stelle versetzen, und so fremdes Wohl und Weh mitfühlen, daß aus dieser schönen Illusion das Interesse für fremdes Wohl entsteht — daß unsere Seele von Vollkommenheit und Unvollkommenheit ausser ihr gerührt, sie als ihre eigene anschaut oder betrachtet, und sie im Gefühl der Lust und Unlust nicht mehr ausser ihr, sondern in ihr sieht — daß der Wohlthäter der Menschen sich selbst groß, erhaben fühlt, indem er sich als den Schöpfer fremden Wohls betrachtet,

in

in dieser Selbstachtung den süßen Lohn seiner Thaten findet. Doch ich führe das nicht weiter aus. Der scharfsinnige Abicht hat neuerlich dieß Thelematologische Gesetz aller Handlungen der Seele in sich Realität zu bewirken in seiner Methaphysik des Vergnügens sehr wohl entwikelt. Wer ihn liest, muß sich mit dem: Perfice te ipsum leicht aussöhnen können. Ich führe eine Stelle aus dieser schätzbaren Schrift an, um Ihnen seine Meynung nachdrüklicher als ich es selbst würde thun können, zu erklären. „Ein empfindendes Wesen muß sein Ich überall hintragen, überall mit setzen und empfinden, bey allem seinem „Denken, seinen Bewegungen und Handlungen zum Prinzip und letzten Grund machen. Seine empfindende Natur müßte sonst aufgehoben werden. Selbstheit, Ichheit ist der Zweck, und zugleich das Triebrad der ganzen Schöpfung — und vielleicht des Schöpfers selbst. „Wenigstens nöthiget uns unsere Vernunft in dem Ideale „desselben diesen Grund vorauszusetzen und anzuwenden.“

Sie können hieraus, werthester Freund, sehen, daß Philosophen von ganz verschiedenen Sekten in diesem Grundsatz übereinstimmen. A. ist kein Wolfianer. Er gehö t zu den halben Anhängern des berühmten Kant. Doch um endlich das Resultat zu ziehen, — wir wären also wie ich sehe weder über das Ziel der moralischen Handlungen so ganz einig, noch auch über den Bewegungsgrund oder die Triebfeder derselben.

Die Vernunft erklärt eine Handlung für moralisch gut, durch die nicht eben fremdes Wohl, sondern überhaupt **Wohl im Ganzen** befördert wird. Das Bewußtseyn, daß ich mein persönliches Wohl befördere, macht eine Handlung nicht moralisch schlechter. Nicht das Ich und Du bestimmt den Werth der Handlung, sondern die Größe des Guts.

Vernunft und Gefühl vereint, bestimmen den Willen alsdann auf eine der Bestimmung der Menschen gemäße Art, wenn der Mensch das thut was im Ganzen das Beste ist, weil es auch für ihn selbst nach seiner Vorstellung das Beste ist.

Das höchste Gut zu befördern befiehlt die Vernunft. Unkräftig ist der Befehl, wenn nicht die Empfindung dieß Gut an das Wohl unser Selbst knüpft; wenn nicht die Realität die ich erzielen soll, meine eigene vermehrt. Der Charakter des moralischen Guts ist **Menschenvollkommenheit** — nicht — fremde Vollkommenheit als solche. Wer sich feine Vergnügungen der Einbildungskraft, des Witzes, Kunstgefühls, Verstands verschaft, handelt moralisch gut. Nur ist zwischen dem Werth solcher Handlungen, und dem Werth der Bestrebung nach Erkenntniß der erhabensten Wahrheiten von der Welt und Gott, und der geselligen Handlungen durch die Menschenwohl befördert wird, ein Unterschied. Sie gehören aber in eine Klaße.

Das

Das Gesetz für den ganzen individuellen vernünftigen und empfindenden Menschen, und wie ich denke, für jedes freye, wirkliche (nicht abstrakte) Wesen lautet vollständig ausgedrückt so: Befördere das Wohl des Ganzen, weil du dein eigenes Wohl dadurch beförderst, oder: um dein eigenes Wohl zu befördern.

Wer das thut, was er im Ganzen für das Beste hält, es betreffe sein eigenes oder fremdes Wohl, weil er klar oder verworren fühlt, daß er sein eigenes Wohl dadurch befördert, der handelt moralisch gut.

Nun habe ich meine Meynung, wie ich hoffe, deutlich genug erklärt. Ich behaupte, daß wir zwar verschieden denken, wenn man auf die psychologische Erklärung der Art, wie der Wille zum Guten bestimmt wird, sieht, daß aber unsre Urtheile, ungeachtet dieser Abweichung unsrer Meynungen von dem, was moralisch löblich und schändlich sey, in der Praxis unmöglich verschieden seyn können, daß das endlich selbst die wichtig scheinende Abweichung in Würdigung des Werths der eigennützigen und geselligen Neigungen so viel nicht auf sich habe, als es wohl Anfangs scheinen mag.

Können Sie, mein Freund, nicht meiner Meynung beytretten, ohne praktische Folgen von Wichtigkeit anzunehmen, z. B. daß das Verdienstliche der moralischen Hand-

lungen durch diese Lehrsätze verringert werde, nun so wünsche ich selbst: daß Sie nicht meiner Meynung werden.

Zweyter Brief.

Weil ich gern diese Materie in möglichster Ordnung abhandeln möchte, so kann ich die Frage unmöglich vorbey gehen, wie wir eigentlich zur Erkenntniß des Unterschieds, das heißt der Moralität der freyen Handlungen, gelangen?

Ich fühle mich freylich allzuschwach über eine so dunkle Materie ein Licht zu verbreiten, dessen sie gegenwärtig noch entbehrt. Aber nach allem was hierüber bereits gesagt worden, glaube ich das mit Vernunft und Erfahrung mehr Uebereinstimmende von dem weniger Uebereinstimmenden einigermassen söndern zu können.

Es scheint mir unläugbar, daß alle Begriffe von Gütern des Verstands und des Herzens, so wie von Gütern aller Art, deren Genuß nur dem Menschen gegeben ist, etwas Allgemeines haben, daß sich aus oetologischen und spekulativischpsychologischen Grundsätzen mithin a priori erkennen läßt. So wie der Meßkünstler die Zahlen und Figuren und ihre Verhältniße a priori finden, und die Lehrsätze die er herausbringt, auf Gegenstände der Erfahrung anwenden kann; so kann auch der Mensch die Ideen

von

von Achtung, Ehre, Lust, Ordnung, Wahrheit, Schönheit, Kraft, Thätigkeit erfinden, und in ihrer verschiedenen Anwendung auf sein Selbst und die Gegenstände ausser ihm die Regeln und die Bewegungsgründe seines ganzen Verhaltens entdecken. Will man sagen, daß also dem Menschen die Grundsätze der Moral angebohren sind, so streite ich nicht um Worte, ob mir wohl die Benennung unpassend, und zum Mißverstand Gelegenheit zu geben scheint. Die Anlage zur Erkenntniß der Moralität der Handlungen a priori — ist den Menschen angebohren, das heißt, sie bringen sie mit sich auf die Welt. Wenigstens hat noch niemand das Gegentheil bewiesen. Aber die Erkenntniß selbst kömmt durch Kultur. Eben so unläugbar ist es, wie ich denke, daß der Mensch so wie er durch allerley Eindrücke des innern Sinns auf diese allgemeinen Merkmale aufmerksam gemacht wird, diese Begriffe durch Reflexion entwickelt — und sich so allerley sogenannte Erfahrungssätze von den verschiedenen Arten der vernünftigen und einer sinnlichen und vernünftigen gemischten Lust und Unlust abstrahiret; weil er aber ausser den Fällen, da er eine dergleichen Lust und Unlust empfindet, oft gar nicht auf das, was sie eigentlich hervorbringt, Acht giebt, so bleibt es sehr oft bey solchen partikulären Gefühlen, oder solchen einzelnen Erfahrungssätzen. Es geht ihm wie dem praktischen Mechaniker, der die Lehrsätze der Geometrie und Mechanik allmählig auf einzelne Erfahrungen veranlaßt findet; oder dem gesunden Bauerkopf, der die Re-

 geln

geln der Logik eben so bey sich zum klaren Bewußtseyn bringt, so wie er sie anzuwenden Bedürfniß fühlt. Ich möchte diesem moralischen Emperiker das moralische Gefühl allein zuschreiben, jenem moralischen Theoretiker aber, der a priori moralische Wahrheiten findet, moralische reine Vernunft. Bey dem moralischen Gefühl beweißt sich freylich die Vernunft mit wirksam, indem **Erfahrung**, die in allgemeine Sätze übergeht, ohne Vernunft nicht statt findet. Auch ist kein Mensch, der nur reine moralische Vernunft, nicht aber zugleich moralisches Gefühl hätte. Daß die moralischen Grundsätze eine Nothwendigkeit haben, da es nothwendig ist, daß da Handlungen, Ordnung, Harmonie, Kraft, Uebereinstimmung der Vorstellung mit Wahrheit bewirken, andere verhindern, jene gut diese bös sind, das versteht sich von selbst.

Da nun die Grundsätze der Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitsliebe, Selbstbezwingung, Tapferkeit, Mäßigkeit, nützlichen Thätigkeit, und Menschenliebe, so beschaffen sind, daß sie Ordnung, Harmonie, u. s. w. bewirken, wenn sie befolgt werden, so sind sie **nothwendig gut**. Es giebt von ihrer Befolgung im Ganzen überhaupt keine Ausnahme. Die reine Vernunft und die Erfahrung zeigen, daß nach unwandelbaren Gesetzen ihre Befolgung **im Ganzen** und in Beziehung auf den Handelnden das meiste Gute, oder um eigentlich zu reden, wahres Wohl hervorbringt.

Also

Also fällt das schädliche System der bloß relativischen Moralität allerdings weg. Es giebt keine Menschen, die sich ohne strafbar zu werden, immerfort und überhaupt Uebertrettung einer der oben erwähnten Vorschriften, erlauben dürfen. Denn es kann nicht seyn, daß bey ihnen immer Kollisionen solcher Vorschriften unter einander eintrafen. Selten giebt es auch Fälle, da es gebothen wäre wider das Gesetz der Gerechtigkeit zu handeln, u. s. w. Unsinnig ist es zu behaupten, daß man im Ganzen keine Vorschriften für das Verhalten freyer Wesen festsetzen könne, daß man eben so oft vielleicht sein wahres Wohl befördere, wenn man seines Nächsten Weib verführt (welches gar nie Pflicht oder Geboth werden, ja nie erlaubt seyn kann) wenn man falsch schwört, andern das Ihrige nimmt, sie belügt, sich Ausschweifungen der Wollust ergiebt, als wenn man das Gegentheil beobachtet, der unordentlichen Lust widersteht, u. s. w. Wenn Sie unter der kalkulierenden Moral diese freygeisterische Moral verstanden hätten, die nur aus Berechnung der Folgen die Güte aller Handlungen bestimmen will, und keine allgemeinen Vorschriften gelten läßt, so würde ich diese kalkulierende Moral nicht bloß mit Ihnen verwerfen. Ich würde sie sogar abscheulich finden.

Da es allgemeine moralische Grundsätze giebt, deren Daseyn die reine Vernunft zeigt, und die beständige Erfahrung der seligen Folgen ihrer Ausübung lehrt, so muß

es

es auch herrschende Neigungen ihnen zu folgen, geben. Und diese müssen den persönlichen Werth eines vernünftigen freyen Wesens zum Theil ausmachen. Jede Aeusserung einer solchen Neigung giebt der Vollkommenheit eines freyen Geschöpfs als eines solchen, d. h. der moralischen Vollkommenheit einen Zuwachs. Wirklich ist auch keine moralisch gute Handlung ohne Neigung ein wahres Gut zu befördern, sie sey nun erst entstanden oder zur Fertigkeit geworden, möglich. Das Innere der Handlung macht den moralischen Werth aus — Wer aus einem bloßen Instinkt sein Leben rettet, oder ohne Bewußtseyn was er thut, eines Andern seines rettet, verrichtet eine Handlung, die einen bloß kosmischen Werth hat. Seine Handlung ist nicht tugendhaft, so wenig als des Hunds, der einen Menschen aus dem Wasser zieht, oder wie neulich bey uns geschah, einen andern Menschen durch Zeichen dahin bringt, daß er es thut. Allein ungeachtet alles das noch so sehr seine Richtigkeit hat, ist dennoch nicht zu zweifeln, daß die Vorschriften der Moral unter sich kollidieren können, und wirklich kollidieren. Da muß denn freylich von dem Handelnden eine Berechnung der Folgen angestellt, und so entschieden werden, welche Vorschrift die wichtigere und heiligere sey.

Ausser Kollisionsfällen überlegt jeder weise Tugendfreund, in wie fern die Natur und Folgen einer Handlung sie zu einer guten oder bösen, gesetzmäßigen oder ge- setzwi-

setzwidrigen Handlung qualificiren, und subsumiert sie wie man zu reden pflegt, unter einem gewissen Gesetz oder mehrern Gesetzen. Aber die Absicht dieser Folgenberechnung ist nicht aus derselben erst die allgemeine Vorschrift selbst zu bestimmen, (die für ihn schon gefunden ist) sondern die Beziehung der Handlung auf irgend eine der ihm bekannten Vorschriften des Sittengesetzes zu finden. Ich nehme hier freylich die Fälle aus, da eine Handlung schon längst so gewürdiget ist, daß es dieser Untersuchung nicht weiter bedarf. Es giebt freylich keine a priori zu erkennenden Vorschriften, die mich belehren daß ich heut zu dieser oder jener Zeit ein gewisses Geschäft verrichten soll. Und in der bestimmten Neigung immer zu thun was das Beste ist, kann diese Anweisung auch nicht stecken.

Ich gestehe also aufrichtig, daß ich nicht weiß, wie Sie das Kalkulieren in Beziehung auf die Handlungen durch Grundsätze und durch gute Neigung ihnen zu folgen, überflüßig machen wollen, ausser allein in dem Falle, da ein anderes Wesen, das eine Handlung schon gewerthet hat, mir sie befiehlt oder verbiethet. Vielleicht haben Sie so etwas vorausgesetzt, es aber noch nicht heraussagen wollen.

Sollten Sie dem Menschen angebohrne, vom höchsten Wesen selbst angeschaffene Prinzipien der Moral zuschreiben? Sollten Sie annehmen, daß dieß Wesen das alle

Folgen

Folgen aller seiner Handlungen übersieht, ihm mit leserlichen Zügen die Vorschrift in seine Seele eingegraben habe: Du sollst jedem geben, der dich bittet? Du sollst nie Unwahrheit reden? Du sollst nie Uebels mit Uebel vergelten. u. s. w. ? Da liesse sich begreifen, wie bestimmte Grundsätze das Kalkulieren, wenigstens so fern eine Art Handlungen dadurch gewerthet werden soll, überflüssig machen. Denn wenn ich für jede Art von Handlungen schon eine deutliche Vorschrift in meinem Seelengrunde finde, o, da fällt ja alle Nothwendigkeit, sie erst durch Bestimmung ihrer Folgen, (ich meyne ihres Einflusses auf meinen oder andrer Zustand) zu würdigen weg. Der gemeine Feldmesser, der schon für alle Sinus und Tangenten die Zahlen in den Logarytmischen Tafeln findt, kann sich viel Müh ersparen. Die Arbeit, die er thun sollte, findt er ja schon gethan. Doch wenn Sie auch nicht eben dieser Meynung wären, so liesse sich begreifen, daß Sie das Berechnen der Folgen wenigstens da unnöthig erklären können, wo weisere Menschen an unserer Stelle die Folgen der Handlungen berechnet haben.

Dieß ist der Fall bey bürgerlichen Gesetzen; (ob es wohl Freygeister giebt die die alte Sentenz, die Gesetze seyen für den Weisen nicht gemacht, gelten machen wollen.) Ein guter Bürger gehorcht überhaupt, ohne zu raisonieren, so lang die Obrigkeit sich in den Schranken der ihr nach den Gesetzen zukommenden Macht hält. Es giebt

aber

aber auch einen nicht bloß für einfältige unwissende Menschen heilsamen moralischen Glauben, einen Glauben, dessen sehr oft auch aufgeklärte Menschen bedürfen. Die Erfahrung der Menschen, der vorigen und jetzigen Zeit, die Aussprüche der Weisesten unter ihnen, können einen gewissen sittlichen, auch sehr speciellen Grundsatz zur Ausübung jedem Vernünftigen empfehlen, daß er sich auf die Güte desselben wohl weit mehr verlassen kann, als ob er selbst noch so sorgfältig die Folgen der vorgeschriebenen oder verbothenen Handlung berechnet hätte. Es wäre stolzer Eigendünkel, diesen moralischen Glauben verwerfen, oder nur allein dem einfältigen Menschen aus der Volksklasse empfehlen zu wollen. Aber ihn wirklich ohne Einschränkung statt alles eigenen Forschens über die Natur und Folgen der Handlungen empfehlen wollen, das hieße dem Denken über Gegenstände der Moral willkührlich Schranken setzen, und alle Fortschritte der Aufklärung hemmen.

Aber wie? ist es nicht im Ganzen für einen Menschen immer besser, wenn er sich ein für allemal an wenige bewährterfundene Grundsätze hält, sich nie Ausnahmen von ihnen gestattet? Ist nicht selbst die Festigkeit mit der wir immer einerley Handlungsart befolgen, ein grosser Gewinn für die Moralität? ersparen wir uns nicht eine Menge Gewissenszweifel? vermeiden die Täuschungen der Leidenschaften, und die Sophistereyen einer den Zwang

der

der wohlthätigsten Gesetze hassenden Vernunft? — Ja wohl müssen unsre Handlungen aus Grundsätzen fliessen. Ja wohl müssen wir, wo die Anwendung eines Grundsatzes auf eine Handlung gewiß, die Anwendung eines andern auf eben die Handlung ungewiß ist, uns keine Ausnahm erlauben. Ja wohl müssen wir dem deutlich sprechenden Gesetz folgen, wenn wir schon durch das gefärbte Glas der Neigung eine dunkel empfundene Beziehung auf ein höheres Gesetz zu sehen wähnen, hergegen wo das Gefühl deutlich spricht, eine mühsam ergrübelte, unsichere Entscheidung der Vernunft nicht achten. Aber das heißt nicht keine **Kollisionen anerkennen — für alle Handlungen immer e i n e Vorschrift, die e i n e Handlung unter a l l e n Umständen gleich gewiß** bestimmt, annehmen. Nein; es heißt nur der gewissen Ueberzeugung folgen. Es heißt durch denjenigen Grundsatz sich zum Handeln bestimmen lassen, dessen Anwendung auf die Handlung keinem Zweifel unterworfen ist.

Es ist mir keine Philosophie bekannt, (die freygeisterische Moral ausgenommen, die uns erlaubt das Uebergewicht der angenehmen Empfindungen, so durch eine Handlung hervorgebracht wird, zum Maßstab ihrer Würdigung anzunehmen;) ich sage keine Philosophie ist mir bekannt, die von Grundsätzen, auch in solchen Fällen **Ausnahmen** verstattete, wo keine andre Grundsätze diesen entgegen stehen. Gesetze, sagen Sie vielleicht, streiten nie

mit

mit einander? Nie? Also wenn ein Mörder mich fragt, wo der, den er verfolgt, hingelaufen ist, so streitet hier die Pflicht, ein Leben zu erhalten, nicht mit der Pflicht die Wahrheit zu sagen? Wenn ich in Gefahr des Lebens bin, kann ich nicht einem, der Ueberfluß an Lebensmitteln hat, einen Theil desselben abnehmen, wenn ich anders mein Leben nicht fristen kann? weil hier die Pflicht der Selbsterhaltung mit der Pflicht niemand das Seine zu nehmen, kollidirt?*) Tausend Fälle stossen uns im Leben der Menschen auf, in welchen eine Handlung nach mehr als einer Vorschrift beurtheilt werden muß, da dann die Folgen den Ausschlag geben müssen. Z. E. ein König kann einen Uebertretter des Gesetzes begnadigen, weil das Gesetz mit dem Wohl des Staats kollidirt. Ein Bürger kann ein Amt im Staat ausschlagen, weil er sonst zur Erziehung seiner Kinder keine Zeit haben würde, die doch seiner Ueberzeugung nach, seine ganze Sorge erfordert? Ein Mensch, ohne Amt und Beruf, kann genöthiget seyn, seinen Verläumder zur Rechenschaft zu ziehen, und so ihm ein Uebel zuzufügen, eine Beschimpfung zu ahnden, um sich nicht neuen beständigen Beschimpfungen bloß zu stellen.

Wenn

*) Oder lassen Sie diesen im Stand der Noth sich befindenden ein Kind, oder einen Freund der vom Hunger entkräftet ist, bey sich haben, so wird eine gesellige Pflicht mit einer geselligen kollidiren.

Wenn ein Mensch alle Kollisionen zwischen Pflichten ausweichen wollte, so unternähme er etwas unmögliches. Welche Grundsätze müßte er annehmen, um sie immer zu befolgen, so oft eine Handlung nach ihnen gewerthet werden kann, um sicher zu seyn, daß sie nie kollidiren werden? Wie kann er sich also aller Folgenberechnung überheben?

Doch auch, wenn wir nicht gar annehmen wollen, daß für alle individuellen Handlungen eine Vorschrift existirt, so sehe ich nicht ab, wie alle Berechnung der Folgen der Handlungen soll unterbleiben können. Man gebe einem die vollständigste Sittenlehre. Man lasse ihn daraus für die allerspeziellsten Fälle Vorschriften finden. Er wird doch immer nachdenken müssen, ob er sich in diesem speziellen Fall befinde: ob z. B. gewisse Worte ihm verbothen sind, weil sie jemand an seiner Ehre schaden, oder ihm Feinde machen, oder ihn um die Achtung eines guten Menschen bringen? oder ob er verbunden sey, aus Wahrheitsliebe, oder um jemand eine heilsame Warnung zu geben, etwas seinem Nebenmenschen nachtheiliges zu äussern, weil mehr Gutes im Ganzen aus dem Reden als aus dem Schweigen entstehen wird?

Ich bin ohne es zu wollen, in den polemischen Ton gefallen. Ich wollte nur meine Meynung sagen, und habe doch mit unnöthiger Ausführlichkeit (vielleicht) die Ihrige

rige bestritten, ohne jedoch wie ich vermuthe, Sie überzeugt zu haben. Noch eins. Sie sagen S. 205. daß der Mann von Grundsätzen seinen Glauben unter Pein, Marter und Todesgefahr bekenne, der Folgenberechnende Mann hergegen Rücksicht nimmt auf die Einflüße dieses Schritts, auf sein und anderer Bestes. Denn so muß ich das, was Sie sagen, erklären. *) Mir dünkt, dieser Folgenberechnende Mann, (ich muß überhaupt bekennen, daß ich diesen Gegensatz nicht verstehe,) ist gerade der weisere Mann von besser zusammenhängenden, dem obersten Grundsatz gehörig untergeordneten Grundsätzen. Jener, wenn er in jedem Fall seinen Glauben mit Gefahr des Lebens bekennt, ist ein Schwärmer, das heißt ein Mann, der eine Vorschrift blindlings auch da befolgt, wo es am Tag liegt, daß ihre bekannten Folgen mehr bös als gut sind. Der Folgenberechnende Mann hergegen ist gewiß, daß er in gewissen Umständen an den Grundsatz seinen Glauben zu bekennen, nicht gebunden ist, weil die Frucht dieses Bekenntnisses wegfällt, und hergegen der Grundsatz: erhalte der Gesellschaft ein Mitglied für ihn die stärkere Verbind-

 lich-

*) Und noch mehr (heißt es dort) veranlaßt die Ableitung untergeordneter, und partikularer Grundsätze Kollisionen mit der Folgen berechnenden Sittenlehre, wie wenn der Mann von Grundsätzen seinen Glauben unter Pein, Marter und Todsgefahr bekennt; da hergegen, der die Folgen berechnende Mann auf das Rücksicht nimmt, was für Folgen, Leben und Tod für den Märtyrer selbst, seine Familie, sein Vaterland, die Sache der Wahrheit als Beyspiel, u. s. w. haben.

lichkeit hat. Leibniz ließ sich von Venedig ganz allein auf einem kleinen Schiff nach Mesola führen. Da der Schiffer bey einem entstehenden Sturm ihn als einen Ketzer ins Wasser zu werffen drohte, zog er einen Rosenkranz hervor, und rettete sein Leben. Ich denke, daß er sich hier, als einen Mann von Grundsätzen betrug, daß er nicht hartnäckig einem Grundsatz folgte, der nicht wegen seiner grössern Wichtigkeit, sondern nur wegen seines nähern Zusammenhangs mit den Religionspflichten eine besondere Heiligkeit in vieler Augen erhalten hat, die ihm, wenn man ihn nach dem obersten Grundsatz beurtheilt, nicht zukommen kann.

Noch eine Anmerkung über moralische Schwärmerey, eh ich schlie. Ein moralischer Schwärmer scheint z. B. mir derjenige zu seyn, der einer beschwerlichen Sittenvorschrift aus Neigung zur Tugend folgt, ungeachtet er ihre Beziehung aufs Wohl des Ganzen nicht klar erkennt, noch aus gültigen Ursachen glaubt, oder der auch eine Beziehung einer Handlung aufs höchste Tugendgesetz blindlings glaubt, und sich oder Andere daher gewisser Vortheile oder Güter beraubt, die ihre Unterlassung oder das Gegentheil derselben ihm oder andern verschaft haben würde. Bloßer Köhlerglaube an eine Sittenvorschrift, der uns dennoch selbst zu wichtigen Aufopferungen bewegt, so wie Ausübung einer vermeinten Tugendpflicht, die uns oder andern wahren Schaden bringt, scheint mir Schwär-

merey

merey zu seyn. Ich las, ich weiß nicht mehr in welchem Buch, folgendes frappante Beyspiel von moralischer Schwärmerey. Ein Bedienter eines vornehmen Franzosen fand einst eines Tags seinen Herrn auf dessen Zimmer ermordet. Alle Umstände bewiesen, daß er sich selbst umgebracht habe. Der treue Bediente lief zur Obrigkeit, und gab sich für den Mörder an, hätte sich auch bloß in der Absicht, seinem Herrn ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen, lebendig rädern lassen, wenn nicht die Sache durch einen andern Kanal ausgekommen wäre.

Nun der hatte doch strenge Begriffe von der Treue, die Dienstbothen ihrem Herrn schuldig sind! Der Mann trieb wohl den Gehorsam gegen einen gewissen Grundsatz zu weit, und berechnete die Folgen der Handlungen zu wenig!

Dritter Brief.

Es wäre wohl nöthwendig, daß ich mich bey der Materie, die ich so eben abgehandelt, länger aufhielte, wenn meine Absicht wäre zu widerlegen. Aber ich wollte nichts weiter als meine eigene Meynung erklären, und bin es sehr zufrieden, daß in den Augen des Lesers derjenige Recht behalte, der mit mehr Wärme und Beredsamkeit sie vortrug. Ich glaube, daß ich keine neuen Meynungen vortrage, und daß die Resultate meiner Sit-

tenlehre keine heilsame Revolution unter meinen Mitmenschen hervorbringen werden.

Aber so viel glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß diese Sittenlehre auch gute rechtschaffne Menschen bilden kann, und wirklich gebildet hat.

Fern sey es von mir, M. Fr., den Werth der gemeinnützigen Neigungen herunter setzen zu wollen. Das allgemeine Wohlwollen gegen unsre Mitgeschöpfe ist zwar, wie ich glaube, nicht alle — nicht die ganze **Tugend**. Aber es ist ein Hauptzweig der höchsten erhabensten Tugend. Ich möchte zwar die Weisen der Vorzeit, die fast nur den Werth der Pflichten gegen sich selbst zu schätzen wußten, und die wohlwollenden Neigungen nur als Mittel diese zu erfüllen, empfehlen, nicht als Leute verdammen, die die wahre Tugend nicht gekannt haben. Aber ich bin auch weit entfernt, den Werth der christlichen Sittenlehre zu verkennen, die die Lücken der philosophischen alle Vorschriften auf persöhnliche Selbstliebe allzusehr beziehenden Moral ergänzte.

Dießmal gedenke ich von den verschiedenen Graden der moralischen Güte der vernünftigen Neigungen zu reden, und zu zeigen, was ich mir unter niedriger und höherer Tugend, niedriger und höherer Moral denke.

Ein menschliches Geschöpf, das durch die Beysammen-

menwohnung mit seines gleichen bloß die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse erhalten wollte, und seine Vernunft bloß gebrauchte, sich ein thierisches Leben bequemer zu machen, wäre gar kein moralisches Wesen. Und dergleichen menschlichen Geschöpfe, die fast nur thierische Bedürfnisse fühlen, mag es viele geben. Steller beschreibt die Kamtschadalen als Menschen, die alle Unarten der Affen, denen sie sehr gleichen, besitzen, von Ehre nichts wissen, keine Sympathie, keine Dankbarkeit, keine Freundschaft kennen, eine mehr als viehische Unmäßigkeit, Geilheit, Schaamlosigkeit besitzen, keine Treu in Erfüllung der Versprechungen, keine kluge Vorsorge für die Zukunft, keine Spur von Geschmack und Erfindungskraft zeigen, mit kaltem Blut morden, zwischen Mein und Dein nur aus Furcht der Strafe einen Unterschied machen. Dieß Gezücht ist wohl nur eine Race physischer Wesen, deren Handlungen ohne moralischen Werth und Unwerth sind wegen ihrer Fühllosigkeit und Dummheit. Die rohen und wilden Menschen zeigen, nach den verschiedenen Stafeln ihrer Entfehrnung von den Thieren, sittlich gute Neigungen und Bedürfnisse eigentlicher Menschenfreuden. Manche zeigen indeß kein Gefühl des Rechts und Unrechts, keine Dankbarkeit, keine Ehrliebe, keine Sympathie (so daß sie auch ihres gleichen ungerührt umkommen sehen) kein Gefühl für das Anständige und Unanständige, keine Schaam, keine Begriffe vom Schändlichen der Unmäßigkeit. Und diese Charak-

 terzüge

terzüge sind oft allgemein, und durch glaubwürdige Berichte erweislich. Der Mensch wird ohne Zweifel alles, was er wird, durch Kultur — das moralische Gefühl und die moralische Vernunft werden dem Menschen nicht angeboren, sondern müssen bey ihm entwikelt werden. Es verhält sich damit, wie mit dem Gefühl des Schönen, und der Fähigkeit mathematische Wahrheiten zu begreifen. Die Neigungen, die unser eigenes Wohl betreffen, oder wie sie etwa auch heissen, die eigennüzigen Neigungen entstehen und vervielfältigen sich, so wie die Begriffe von persöhnlichem Wohl sich erweitern. Der Mensch rechnet immer mehr zu seiner persöhnlichen Wohlfahrt, Eigenthum, Sicherheit, Achtung anderer, Macht oder Einfluß, Beschäftigung, Gesellschaft, Schmuk des Körpers, des Hausgeräths, Musik, Tanz, Gemählde. Noch sehr rohe Menschen empfinden bereits Bedürfnisse aller Dinge zugleich. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Besiz dieser Dinge zum Menschenglück gehöre, und für die, welche keines höheren Glücks noch zur Zeit fähig sind, unschädlich sey. Es ist also ein Vorzug eines freyen vernünftigen Wesens, daß es darnach streben kann. Und Neigungen, die diese Gegenstände betreffen, sind in einem niedrigen Verstand moralischgut, oder niedrige Tugenden zu nennen.

Auf einer höhern Stuffe der Bildung äussert sich Bedürfniß der ästhetischen Vergnügung der Freuden der Einbil.

bildungskraft, der Freundschaft, uns ähnlicher oder gleichgesinnter Menschen, des Beyfalls, der Zuneigung anderer, der Ehre, der Erkenntniß der Wahrheit.

Auf einer höhern Stuffe zeigt sich Neigung dauerhafte Freuden zu suchen, den vergänglichen, oder bloß scheinbaren vorzuziehen, Muth, Uebel zu ertragen, Kunst ihr unangenehmes zu mildern, Entschlossenheit bey drohenden Uebeln, Tapferkeit ihnen zu widerstehen, Geschiklichkeit zu Erreichung der Zwecke die besten Mittel zu gebrauchen, Fähigkeit Leidenschaften zu bezwingen, die der Zufriedenheit schädlich sind. Neigung den Verstand in Betrachtung erhabener Wahrheiten zu üben, billige Selbstschätzung, frohes Bewußtseyn seiner Vollkommenheit, Arbeitsamkeit aus Lust zum Genuß des Gefühls eigener Kraft. Bedürfniß der Freuden, die die Betrachtung Gottes und seiner Werke verschafft. Die Neigungen der lezten Art sind moralisch gute Neigungen, oder Tugenden im höhern Verstande des Worts. Mit ihnen konnte ein Robinson auf seiner Insel tugendhaft heissen, wenigstens wie ich das Wort nehme. Nichts hindert mich, diese Neigungen wahre, höhere Tugenden zu nennen. Die Stoische, Platonische, und Aristotelische Schule hat allerdings auf die geselligen gemeinnützigen Neigungen überhaupt zu wenig Werth gelegt. Aber sie hat mit Recht diese erhabenen Tugenden, (die lezte muß ich freylich ausnehmen, zumalen, wenn von den Peripatetikern die

Rede ist) als Zwek, als Bestimmung der menschlichen Existenz betrachtet.

Warum wollen wir doch unterordnen, was zugeordnet werden muß, warum was Mitzweck ist, zum Mittel machen, warum trennen, was zusammengehört! „Du „bist nicht da, dich selbst, sondern andere mit Kenntnis„sen, frohen Empfindungen, Kräften zu begaben, nicht „da, dich selbst, sondern andere wider Uebel aller Art zu „stärken, zum weisen Genuß aller Menschenfreuden geschikt „zu machen!“ Sonderbare Vorschrift! Würde ich also alles das gegen mich unterlassen können, wo andre nicht dabey zu Schaden kommen würden? würde ich für mich selbst auf einer wüsten Insel, in einer Einsiedeley nicht nöthig haben, weise, mäßig, geduldig, thätig, gottesfürchtig zu seyn? Und sind alle diese Tugenden nur Mittel Andrer Wesen Wohl ausser mir zu befördern?

Wie könnte das wohl seyn? Wer kann an seiner eigenen Vervollkommnung besser arbeiten, als der Mensch selbst? Was ist alle Bemühung der Gesetzgeber, Erzieher, weiser Freunde, wenn er selbst nicht das Beste dabey thut? was ist alles, was alle an einem thun können, gegen das gerechnet, was er sich selbst seyn kann? Armselige Stümperey! Der Mensch ist und bleibt sich selbst der nächste. Es muß also wohl seine erste Sorge seyn, an seiner Vollkommenheit zu arbeiten.

Ich komme zu den geselligen Tugenden. Mit immer feiner, weniger sichtbar werdenden Faden ist das Wohlwollen gegen andre Wesen an das Interesse an meinem Selbst angeknüpft. Fast verliert sich aller Anschein von Interesse am Selbst in der Sympathie edler Freunde, und Tröster der leidenden Menschheit. Sehr sichtbar und fühlbar ist die Verknüpfung mit dem Selbstinteresse in den Anfängen des Wohlwollens, oder den niedrigen wohlwollenden Neigungen. Auf den ersten Stuffen der Entwickelung des sittlichen Gefühls, äussert sich Vergnügen an Menschen, in denen wir durch einen Widerschein unsere Vorzüge sehen, am Umgang mit solchen die Vorzüge haben, an denen wir Geschmack finden, Wohlgefallen an solchen die uns angenehme Unterhaltung gewähren, an solchen die uns Gutes gethan haben, weil der Anblick ihrer Person in uns angenehme Erinnerungen erweckt; Zuneigung zu solchen die uns künftig nützlich seyn können. Auf diesen Stuffen entsteht auch die Fertigkeit aus Klugheit niemand zu beleidigen. Auf höhern Stuffen entsteht ächte Zärtlichkeit für Anverwandte, Interesse für Menschen von grossen Vorzügen, moralische Liebe, Gerechtigkeit aus Gefühl der angebohrnen Gleichheit der Menschen, Mitleid bey andrer Leiden, und thätige Theilnahm an andrer Freuden. Dienstfertigkeit und Mildthätigkeit gegen dankbare Menschen, oder solche die ihre Abhängigkeit von uns durch demüthiges Betragen zu erkennen geben.

Hie

Hier ist das Interesse an fremdem Wohl noch immer auf merkliche Weise mit Selbstliebe, oder besser zu reden, mit Eigenliebe verbunden. 1. Der natürliche Trieb, der eine Identificierung (wie sich jemand ausdrükt) der Person der Anverwandten in der Empfindung bewirkt, kömmt der vermehrten Illusion zu statten, welcher zu folge, Eltern ihre Kinder für ihr zweytes Ich ansehen, und entfernte Anverwandte um so viel eher ähnliche Vorstellungen haben, je feiner sie fühlen. 2. Vorzüge bewundern wir wie Kunstwerke wegen des Vergnügens daß sie uns verursachen. 3. Die Liebe der Ehgatten geht eben so auf Vorzüge, die der innere Sinn entdekt. 4. Ungleichheit in Vertheilung des Gutes mißfällt wie Unordnung. Auch kommt das Besorgniß hinzu, daß Ungerechtigkeit uns selbst über kurz oder lang schaden kann. 5. Das Mitleid mit andrer Elend hat verschiedene Quellen, und entspringt oft sehr merklich aus Selbstliebe. Einer fürchtet ähnliche Uebel. Ein anderer wird durch die Einbildung, daß er eben das, was der Leidende fühlt, gequält. Ein dritter empfindet auch wohl nur physischen Ekel an Klagetönen und andern Zeichen des Schmerzens. Ein vierter wird an eigene ehemalige Leiden erinnert. Daher sind solche Mitleidige oft zufrieden, wenn sie nur die Leiden ihrer Nebengeschöpfe nicht mit eigenen Augen ansehen dürfen. Man schaffe ihnen den Gegenstand ihrer Empfindung aus dem Gesicht weg, und ihre Unruh verschwindet. Die Dienstfertigkeit und Mildthätigkeit gegen de-

müthige

müthige Klienten, dankbare Menschen, wohl gar Beförderer unsers Interesse. hat oft so viel Eigennütziges an sich, daß es keiner Psychologen noch Moralisten bedarf, es zu enthüllen. In eben dem Maße; in dem diese Neigungen mit wenig edeln Trieben (oder mit edeln Neigungen unser eigen Wohl zu befördern verknüpft sind, sind sie selbst mehr oder weniger edel. Ferner je mehrerer Wohl dadurch befördert werden kann, und je wichtiger das Gute ist, das wir andern verschaffen, desto edler sind sie.

Auf den höchsten Stuffen der moralischen Vollkommenheit werden die Menschen desjenigen Wohlwollens fähig, welches aus Lust an Glückseligkeit die wir empfinden oder die wir thätig befördern, entspringt, ohne sich einmischende Ruhmsucht, Begierde nach Herrschaft, große Illusionen der Phantasie, Voraussehung sinnlicher oder ästhetischer Lust, u. d. g.

Es ist offenbar, daß die Fertigkeit das Wohl der Menschheit, also das Wohl vieler Wesen vorjez, und auch auf kommende Zeiten zu befördern, und so mit dem grossen Herrn der Natur zu einerley Zwecken zu arbeiten, das meiste Gute im Ganzen beförderet; 1. so fern nicht einzelne Individuen, 2. nicht einzelne Zustände derselben allein der Gegenstand unsrer wohlthätigen Bemühungen sind. Der Gipfel der Tugend ist Schöpfer der Glükseligkeit

ligkeit vieler Wesen seyn, ihre Glükseligkeit auch auf kommende Zeiten gründen. Ein solcher Mensch hat das höchste Ziel der Menschenvollkommenheit erreicht. Die höchste Stuffe der Tugend des Menschen der sich selbst lobt, reicht allerdings nicht an diese. Der zu gemeinnützigen Handlungen unbrauchbar gewordene Einsiedler mag noch so sehr alle eigennützigen moralischen Neigungen oder alle Tugenden derer Gegenstand sein eignes Bestes allein ist, kultiviert haben, weise, geduldig, zufrieden, innerlich thätig, gefühlvoll für alles Schöne und Wahre in Betrachtungen der Natur und ihrer Werke und der Gottheit selbst selig seyn, er reicht doch an denjenigen nicht, der tausende seiner Nebengeschöpfe tüchtig macht ihre Bestimmung zu erfüllen. Auch hat das Wohlwollen, welches mit Aufopferung eigener persöhnlicher Vortheile, die zu den geringen Gütern gehören, verknüpft ist, auch diesen besondern Werth, daß es eine doppelte Tugend ist. Denn wer geringe Güter, wo die Vernunft es befiehlt, z. B. sinnliche Freuden und die Mittel sie zu erlangen, als Reichthum, äusserliche Ehre, u. s. w. verachten kann, der hat einen höhern Grad von Menschenkultur erreicht. Seine Willensfreyheit triumphiert über seine Leidenschaften. Sein persöhnlicher Werth erhält einen grossen Zuwachs. So fern er Andrer Wohl seinen Vortheilen vorzieht, erfüllt er Pflichten gegen andre, so fern er dabey sich Aufopferungen unterwirft, Pflichten — gegen sich selbst.

Ich denke, diese letzte Bemerkung muß Sie überzeugen,

gen, daß auch ich den geselligen Tugenden ihren ganzen Werth mit lebendiger Ueberzeugung zugestehe. Zwar bin ich nicht der Meynung, daß sie allein den Namen der wahren Tugenden verdienen. Ich kann mich zwar nicht überreden, daß im Verzichtthun auf eignes Wohl als solches, oder in Vernachläßigung eigenen Wohls als solches etwas verdienstliches liege. Zwar bin ich nicht der Meynung, daß jede Pflicht gegen einen andern, jeder Pflicht gegen mein Selbst als solches vorgehen müsse. Aber dieß räume ich allerdings ein, behaupte es mit Wärme gegen jeden, der es läugnen will.

„Daß der Mensch der Eigenliebe (nicht der Selbst„liebe) das ist dem Verlangen gemeiner menschlicher „Freuden, und der Mittel zu dergleichen Freuden zu ge„langen, Reichthümer, äusserlicher Ehre, Ruhms u. s. f. „nach welchen Dingen der noch nicht genug veredelte Mensch „angelegentlich trachtet, widerstehen, Neigungen dieser Art „durch höhere edlere Neigungen mäßigen, und einschrän„ken müsse."

„Daß je weitere Fortschritte er in der Selbstvervoll„kommnung macht, desto weniger diese Menschenfreuden „(so nenn' ich sie so fern nur der Mensch ihrer fähig ist) „als Zwek seiner Bestrebungen betrachtet, und in der Fol„ge sie allerdings als Mittel zu edlern Zweken gebraucht, „und nur in so fern hochschäzt, wenn er sie haben „kann.*

„Daß

„Daß also der Mensch sein edleres Selbst das ist „seinen Geist immer vervollkommnet, und der Vollkom„menheit des Geists, die er bald direkt, bald indirekt, bald „mit deutlichem Bewußtseyn, bald ohne dasselbe, bald „durch gesellige Tugend, bald durch eigennützige Tugend „(wenn ich so sagen darf) die Vollkommenheit des un„edlern Theils im Menschen nachsetzt."

„Daß der Mensch so fern er fremdes Wohl sich zum „Ziel seiner Bestrebungen macht, (obwohl nicht zum „Beweggrund, als welches unmöglich ist,) dadurch sein „edleres Selbst vervollkommnet, er mag nun dieß deutlich „erkennen oder anschauen, indem er sich der Erhöhung „seines Werths deutlich bewußt ist, oder nicht, (wie in „den Regungen der Sympathie.)"

„Daß er wenn er sein eigenes Wohl zum Ziel seiner „Bestrebungen (und auch zum Beweggrund derselben) „macht, so fern er nach edlern Menschenfreuden trachtet, „ebenfalls sein edlers Selbst vervollkommnet, doch im ge„ringern Grade als durch gemeinnützige Tugenden; wenn „im Ganzen weniger Vollkommenheit aus dieser Bemü„hung entsteht, als aus gemeinnütziger Bemühung mit „einerley Aufwand von Kraft würde entstanden seyn."

Das Verhältniß der eigennützigen und geselligen Bemühungen ist ohne Zweifel das Beste und vortreflichste,

wel-

welchem zufolge beyderley Bemühungen einander wechselweise als Mittel unterstützen, dagegen einander nicht hindern. Der schwärmerische Kosmopolit, der gleich mit gemeinnütziger Geschäftigkeit seine Laufbahn beginnt, eh er noch sich selbst zu einem bessern Menschen gemacht hat, und der ungesellige sich selbst allein lebende Weise sind beyde zu tadeln; und ihre moralische Kultur gewinnt eine falsche Richtung.

Noch gehört eine Frage hieher, die in der Tugendlehre von grosser Wichtigkeit ist: ob die höhere, eigentlich sogenannte Tugend Glükseligkeit gewährt oder der Glükseligkeit nur allein würdig macht? Wir können diese Frage freylich nicht anders als so erläutern, wenn sie nicht überflüssig scheinen soll. Hat der Tugendhafte im höhern Verstand mehr angenehme Empfindungen als der Mensch ohne alle Moralität, oder ohne höhere Tugend: Oder der Lasterhafte, der Neigungen nährt, die mit der Tugend streiten? Sind dieser angenehmen Empfindungen im Leben des Tugendhaften mehrere als der unangenehmen, oder wachsen doch im Verhältniß der Reinigkeit und Vollkommenheit seiner Tugend unaufhörlich?

Wenn der Tugendhafte durch seinen Gehorsam gegen das Gesetz der Vernunft zwar seinen Werth erhöht, und die Summe des Guten in sich nach seiner Erkenntniß vermehrt, aber die Summe seiner angenehmen Empfindun-

gen und Gefühle im Ganzen nicht vermehrt, nicht froher, zufriedener wird, als der ganz unmoralische Mensch, oder der Mensch von niedriger Tugend, oder der Lasterhafte, so ist er in diesem Leben nicht wahrhaft glückselig, ob er wohl der Glückseligkeit würdig ist.

Man kann der Meynung seyn, daß der Tugendhafte ob er wohl viele Freuden geniesse, und sich grösserer würdig mache, dennoch in diesem Leben die Vollkommenheit seines Wesens die ihm zunächst nicht anschaut und empfindet, so daß er dadurch für alle Aufopferungen deren er sich unterzieht, schadlos gehalten würde; ja so gar weit weniger froh und selten zufrieden ist als der Mensch von gemeinen oder auch lasterhaften Grundsätzen. — Wer dieser Meynung ist, und kein künftiges Leben glaubt, muß die Tugend für eine glänzende Verirrung des menschlichen Geistes halten. Aristipps und Epikurs verdorbene Philosophie oder um sie mit einem manchem bekanntern Nahmen zu nennen, die Philosophie des Hippias muß ihm die wahre seyn. Es ist zwar schön gemeinnützig zu handeln; aber den Gesetzen des Willens ist es gemäß, das zu thun was für uns selbst das Beste ist. Dieses eigene Wohl findt man nun aber in der niedrigen Tugend oder gar in einem gewissen Grad von Lasterhaftigkeit mit Klugheit verbunden. In jener erhabenen Lehre der stoischen und der christlichen Tugend ist es nicht zu finden.

Der Glaube an ein Leben, wo Würdigkeit glückselig

zu seyn, und Glückseligkeit beysammen sind, ist also bey jener Annahm daß höhere Tugend uns kein Uebergewicht angenehmer Empfindungen zusichert, nothwendig. Kant und seine Schüler bauen sogar in dieser Ueberzeugung der Lehre von der Unsterblichkeit auf die Gewißheit des Natur - oder Sittengesetzes. Denn, sagen sie, wenn die Vernunft uns verbindt nach dem Gesetz der Tugend zu handeln, verbindt sie uns auch das zu glauben, ohne dessen Fürwahrhalten alle Tugend Thorheit wäre?

Wer hergegen annimmt daß höhere Tugend, und höhere Glückseligkeit unzertrennliche Gefährten seyen, bedarf des Glaubens an Unsterblichkeit nicht, um seinen Willen zu standhafter Befolgung des Tugendgesetzes zu bestimmen. Er findt die Belohnung der Tugend bereits im Genuß seines edlern Selbst, und besonders in der wachsenden Selbstschätzung, den Freuden der Sympathie, und dem Gedanken, daß er die Gnade und Liebe des höchsten Wesens besitzt.

Zu kühn vielleicht wäre es hier, entscheiden zu wollen, wo nichts geringers als eine Uebersicht der Erfahrungen aller guten Menschen, eine Berechnung der Summe ihrer angenehmen Empfindungen entscheiden kann. Denn die Aufgabe ist aus allgemeinen Grundsätzen a priori nicht auflöslich. Für sich kann einer hier wohl seine Meynung haben, sie auch wohl vertheidigen, so gut er kann.

Aber wo von Grundsätzen die Rede ist, da muß man was problematisch ist, auf der Seite liegen lassen. Also daß der Mensch nicht bloß durch Tugend zur höchsten Menschenvollkommenheit gelangen, sondern diese seine Vollkommenheit auch in diesem Leben bereits so anschauen und geniessen kann, daß alle Güter der er sich freywillig beraubt, den Werth dieser Freuden nicht aufwiegen, läßt sich, wie ich denke nicht aus den Gesetzen des Empfindens und Denkens erweisen. Der Mensch kann im Genuß sehr geringschätziger Dinge sehr froh und selig, im Besitz grosser Vollkommenheit gleichgültig oder nur mässig froh seyn. Nur zwey Aufgaben möcht ich zum Beschluß Ihnen noch vorlegen. Sollte nicht mancher Tugendhafte, wohl gar jeder der den wahren Werth der Dinge kennt, seine Vernunft und sein Gefühl in so fern in Uebereinstimmung bringen können, daß er, wäre auch kein anders Leben, dennoch sich bey seiner Weise zu denken, und zu handeln, am besten zu befinden glaubte?

Sind nicht besonders die Tugenden, die sich unmittelbar auf unser Wohl beziehen, die wahren Mittel auch in diesem Leben zur höchsten Zufriedenheit, deren der Mensch fähig ist, zu gelangen? gesetzt dieses könne von den wohlwollenden Neigungen nicht ohne Einschränkung zugestanden werden?

Historischer Versuch über den Einfluß der Religion auf die Moral. Vom Herausgeber.

Die Kenntniß der Einflüsse der Religionsmeynungen auf die menschliche Glückseligkeit, und besonders auf die Sittlichkeit, die Quelle der innern wahren Glückseligkeit, ist von unendlicher Wichtigkeit, da wir durch sie zur Einsicht des Unterschieds des Aberglaubens und der Religion, des Unterschieds der falschen und der wahren Religion gelangen. Je weitere Fortschritte also auch in der Geschichte der Wirkungen und Folgen welche die Religionsmeynungen der Menschen auf ihre Sittlichkeit und Glückseligkeit hatten, geschehen, desto mehr Licht muß uns auch über das Wesen der wahren Religion selbst aufgehen. Es werden sich immer mehr und mehr Beläge zur Bestätigung der wichtigen Wahrheiten hervor thun, daß nur bey einer verhältnißmäßigen Kultur der Seelenkräfte wahre Religion möglich sey, und einen höhern Grad von Gewißheit, und Leben erlangen könne: und daß die Religion schon einige Kenntniß der Sittengesetze erfordere und voraussetze, nicht erst diese von jener anfangen könne; daß ächte Religionserkenntniß sich nicht mittheilen lasse, wenn Kultur der Vernunft, und des sittlichen Gefühls nicht erst den Menschen derselben empfänglich gemacht haben; daß der grössere Theil der Menschen nur geschickt seyn kann, von andern er-

fundene religiose Wahrheit aufzunehmen, aber auch bey aller Empfänglichkeit für sie dennoch von selbst sie nicht findet, sondern durch die Vermittelung weniger Wahrheitsforscher aus der Hand der Vorsehuug mitgetheilt, erhält.

Alle Religion muß den Menschen einigermaßen sittlich verbessern. Meinungen die diese Wirkung nicht, sondern vielmehr eine entgegengesetzte hervorbringen, sind nur Aberglaube. Und wir würden mit dem Nahmen Religion allzu freygäbig seyn, wo wir ihn allen und jeden Ahndungen und Einbildungen des Daseyns und der Wirkungen unsichtbarer Wesen beylegen wollten.

Hume sagt in seiner Geschichte der Religion: „Es „giebt nur einen Artikel in der Theologie über den fast „das ganze Menschengeschlecht einig ist, und der ist: daß „in der Welt eine verständige unsichtbare Macht „existirt. Allein ob diese Macht unabhängig, oder nicht „ist? ob sie in einem Wesen vereint, oder in mehrern ver„theilt ist? Was für Eigenschaften, Beschaffenheiten, Ver„bindungen und Kräfte diese Wesen haben? Ueber alle „diese Fragen sind die Systeme der popularen Religion im „geringsten nicht einig."

Ja wohl sind sie das nicht. Aber ich möchte auch nicht jede Annahm einer unsichtbaren Macht einen Artikel der Theo-

Theologie nennen. Der Glaube der Nationen die keine Spur einigen Gottesdiensts haben, (z. B. der Esquimaux, Abiponer) daß es gewisse böse Geister gebe, die ihnen schaden können, ist keine Religionsmeynung.

Laßt uns die Merkmale der Religion überhaupt näher untersuchen, und sehen worinn sich Religionsmeynungen von blossen abergläubischen Volksmeynungen unterscheiden. Niemand wird behaupten wollen, daß der Glaube an Wassernixen, Bergmännchen, Kobolde, feurige Männer, der unter dem gemeinen Volk herrscht, zur Religion gehöre. Von den Abiponern meldet Dabrizhofer, daß sie die Krankheiten bösen Wesen zuschreiben, die sich den äussern Sinnen entziehen. Ihr Oberhaupt soll Quevet und Aha Raigi-Chi heissen. Ihre Gaukler (Jongleurs) geben vor, daß sie ihn rufen, und von ihm künftige Dinge erfahren können. Diese Völker sind meiner Meynung nach ohne alle Religion. Eben so haben die Hottentotten, wenn sie anders wie Sparrmann, Vaillant und andere versichern, kein Wesen glauben, dem sie einige Zeichen von Achtung oder Unterwürfigkeit bezeugten, keine Art von Religion. Von den Grönländern kann man auch wohl keine andere Meynung hegen, als daß sie wohl abergläubische Meynungen aber keine Religion haben.

Cranz erzält von ihnen folgendes: Sie glauben zwey mächtigere Geister als die übrigen sind; einen guten, und

 einen

einen bösen. Der gute Geist heißt Torngarsuk. Sie erweisen ihm keinen Dienst. Der neidische böse Geist verursacht ihnen, wie sie glauben Theurung und anderes Ungemach. Mit beyden Geistern gehen die Angekoks oder Zauberer der Grönländer um, und thun unter die Erde und das Meer wo diese Geister wohnen, manchmal Reisen. Es gibt noch mehr kleinere Geister mit denen die Zauberer Umgang zu haben vorgeben. Sie erfragen von allen diesen Geistern verborgene und künftige Dinge; bilden sich ein, oder geben bloß vor, daß sie von ihnen verschiedene nützliche Geheimniße erlernen. Diese Meynungen der Grönländer sind wohl nichts besser als die Einbildungen der Leute unter dem christlichen Pöbel vom Daseyn gewisser Wesen, die verborgene Schätze anzeigen, durch ihr Spucken an gewissen Oertern künftige Todesfälle und andere Unfälle vorherverkündigen, u. s. w.

Aber auch der Umstand, daß die Jongleurs der Abiponer und Grönländer mit diesen Wesen eine Gemeinschaft unterhalten, von der sie Nutzen ziehen, (wie sie sich bereden) schafft diesen Aberglauben nicht zur Religion um. Mit Recht bemerkt der gelehrte H. P. Tiedemann in seiner Abhandlung über die Magie: daß Religion und Magie verschiedene Dinge seyn, *) indem in der Magie eine

*) Magiam si dixeris religionis esse partem, & simul artem tecum ipse pugnas. Versatur omnis in eo religio, ut Deum precibus flectamus non cogamus. Preces omnes & summi

eine Kunst verstanden wird unsichtbare Wesen zu zwingen, die Religion aber mit einem demüthigen Gefühl unsrer Abhängigkeit von Gott verknüpft seyn muß. Wollte man aber auch nicht jede Magie für eine Kunst halten, unsichtbare Wesen zu zwingen, so würde man doch nicht in Abrede seyn können, daß aller zauberische Aberglaube auf der Ueberredung beruhe, daß man die Geister zu gewissen Bündnissen, sie mögen stillschweigend oder ausdrüklich eingegangen werden, bewegen kann, und daß sie diese Bündnisse nicht aus uneigennützigem Wohlwollen gegen die Menschen, sondern ihrer Ehre, oder gar ihres Vortheils oder Vergnügens wegen eingehen. Es wird also gewiß bleiben, daß Magie und Religion verschiedene Dinge seyen. *)

Nach dieser wichtigen Erörterung wird man wohl

 den

Numinis cultus liberum Deo relinquunt, quicquid lubuerit decernere. Proinde ars magia esse nequit, cum nihil certi promittat. Quod si precibus & pietate cogi Deum asseris, religio omnis vertetur in magiam. Omnis enim religio bona sectatoribus & Dei benevolentiam promittit. Porro quæ subsit his impietas, Deum ita imbecillem statuere, adeo facile blanditiis deliniendum, ut adigatur invitus ad obsequendum cultoribus, & nihil queat iis denegare, in oculos facile incurrit. Sequentes porro quæ constans & certa docuit experientia, cur Deum existimemus colentibus peculiarem quamdam indulgere vim, ordinem & leges naturæ mutandi plane non habemus. V. pag. 6.

*) Religion beruht auf keinen von Seite höherer Wesen nicht völlig freywillig eingegangenen oder fortdaurenden Konventionen. Vollkommne Verbindlichkeit, Zwangspflicht auf Seite Gottes ist ein Unding.

den meisten so geheissenen Religionen roher Völker die auf tiefen Stufen der Barbarey stehen, den Nahmen der Religionen absprechen müssen. Denn diese Religionen sind nichts anders als magische Bündnisse mit Dämonen.

Aus der Natur der Religion läßt sich leicht verstehen, daß sie eine Vorstellung der Abhängigkeit von einer unsichtbaren Macht sey, aus welcher Bewegungsgründe für die Sittlichkeit fliessen; daß sie also geschickt seyn müsse, sittlich gute Fertigkeiten hervorzubringen. Also wer unsichtbare Wesen glaubt, die ihm nützen und schaden können, mit denen er Verträge oder Bündnisse schliessen kann, wo der Vortheil und Schaden wechselseitig ist, aber durch diesen Glauben eben so wenig zu sittlich guten Handlungen aufgemuntert wird, als er durch Kaufverträge oder andere Bedürfnisse bey welchen Furcht oder Eigennutz die Triebfedern sind, zu sittlich-guten Handlungen bewogen wird — der hat keine Religion. Es liegt nichts daran, ob er sich auf gleichen Fuß mit solchen unsichtbaren Mächten setzt, und denkt, daß er sie eben sowohl beschädigen, oder ihnen eben sowohl Gutes erweisen kann, als sie ihn beschädigen und ihm Gutes erweisen können; ob er glaubt, daß sie mehr in seiner Gewalt seyen, als er in der ihrigen; oder ob er den unsichtbaren Tyrannen die er fürchtet, aus Zwang dient, und sich dadurch von ihren Verfolgungen vermög eines stillschweigend eingegangenen Unterwerffungsvertrags zu sichern hofft. Genug, er hält die unsichtbaren

Mächte

Mächte für Wesen, die durch niedrige Neigungen beherrscht werden, die von ihm, ihrer selbst wegen, einen gewissen Dienst fordern, denen er ihre Gnadenbezeugungen abkaufen muß. Er wird durch diese Betrachtung, und durch den Fleiß den er bezeugt ihnen zu dienen, in keinem Verstand ein besserer Mensch als in so fern der Vasalle, der seinem Herren dient, oder der Kontrahent der aus Beweggründen der Klugheit den eingegangenen Vertrag hält, ein besserer Mensch wird; beyde befördern ihren Nutzen, indem sie andern Treu beweisen.

Wer wird aber sagen, daß die Ausübung eigennütziger Klugheit religiose Tugend sey? Der Wilde dient den Geistern und den Europäischen Tyrannen, die ihn unter ihre Gewalt gebracht haben aus dem nähmlichen Beweggrund. Der Fleiß mit dem er beyder Herren Forderungen erfüllt, macht ihn nicht fromm, nicht sittlich besser, als er ausser diesen Verhältnissen seyn würde. Worinn besteht hergegen das Wesen der Religion? Allerdings theils in der Sittlichkeit der Gesinnungen gegen die unsichtbare Macht die verehrt wird, theils in der Sittlichkeit der Handlungen, zu welchen diese Gesinnungen antreiben, und die überhaupt aus der Erkenntniß Gottes fliessen. Reine Empfindungen des Danks gegen den höchsten Wohlthäter und der Verehrung seiner erhabenen Vollkommenheit; Verlangen, ihm an Tugend einigermassen ähnlich zu werden, macht die moralisch gute Gesinnung aus. Und Bestre-

ben

den ihm durch Ausübung der Tugend zu gefallen, seine Endzwecke zu befördern, seinen Gesetzen gemäß zu leben, ist das Sittlichgute der Handlungen, die aus der Erkenntniß Gottes fliessen.

Wer also fromm d. i. in Betrachtung seines Verhältnisses gegen Gott tugendhaft ist, muß glauben, daß er durch Tugend Gottes Wohlgefallen erlange, durch Laster sich sein Mißfallen zuziehe. Er muß auch glauben, daß Gott, der an der Tugend Gefallen trägt, selbst die Tugend, als das höchste Gesez des Willens aller freyen Wesen ehre. Dieser Glaube kann aber nicht entstehen, wo keine Anerkennung des Unterschieds der guten und bösen Handlungen, keine Ueberzeugung da ist, daß der Mensch verbunden sey jene auszuüben, diese zu unterlassen. Religion sezt also schon sittliches Gefühl voraus.

Man könnte zwar einwenden, daß die Menschen zu gewissen Handlungen durch Gottes Geseze verbunden zu seyn geglaubt haben, weil ihnen ein Weiser oder ein Mensch, dem sie nähere Kenntniß des Willens Gottes zutrauten gesagt hat: das gebiethet Gott! Jenes verbiethet er! daß sie also gewisse Handlungen aus blindem Gehorsam ausgeübt, oder vermieden haben! Dem ist freylich so. Allein ein solcher Gehorsam gegen Gott macht den Menschen keineswegs moralisch besser, ob er wohl die Entwickelung des sittlichen Gefühls vorbereiten und erleichtern kann.

kann. Der Mensch der wenn es Gott befiehlt aus Furcht vor seiner Strafe, oder aus Hofnung zeitlicher Belohnung sich vor gewissen Lastern hütet, allein, so bald er meynt daß Gott diese Laster nicht verbiethet sie begeht, und von ihrer Schändlichkeit gar keine Erkenntniß hat, ist nicht um Gottes Willen tugendhaft. Hat also keine Religion.

Hieraus folgt, daß alle Menschen eigentlich Religion haben, und in ihren Handlungen an Tag legen.

1. Welche aus Dankbarkeit gegen Gott, (nicht aus Eigennutz) ihm zu gefallen streben, und sich Vergnügungen versagen, oder beschwehrliche Handlungen vornehmen um ihre Dankbarkeit an Tag zu legen. Der Glaube an einen Gott (oder mehrere Götter) wird bey ihnen eine edle Tugend, macht sie also zu bessern Menschen.

2. Welche in der Beredung oder Ueberzeugung daß Gott Handlungen deren sittliche Güte sie wenigstens erkennen, gebiethet, andere die sie für sittlich bös halten verbiethet, jene gezwungen ausüben diese unterlassen. Bey diesen Menschen ist doch wenigstens die Vorstellung des Werths und Unwerths der Handlungen ein zwar unkräftiger Beweggrund, aber doch für ihren vernünftigen Willen ein bestimmender Grund. Ihr Gewissen wird sie also auch, je nachdem sie sich durch denselben bestimmen lassen oder nicht, anklagen oder entschuldigen.

Die

Die Fertigkeit das Gute zu thun, und das Böse zu unterlassen mit dem Bewußtseyn begleitet, daß jenes gut, dieses bös ist, verwahrt auch (wenn sie gleich aus Zwang fließt) vor Lastern, und wird eine Ursache, daß der Mensch endlich die Tugend um ihrer selbst willen liebt.

3. Welche aus reiner Liebe zu dem Muster der sittlichen Vollkommenheit sich um sein Wohlgefallen bemühen.

4. Welche die Endzwecke Gottes zu Zwecken ihrer Handlungen machen, indem sie von ihrer innern Güte eine lebendige Erkenntniß haben.

Alle Erkenntniß Gottes und unserer Verhältnisse zu ihm, welche im Zusammenhang mit andern Kenntnissen geschickt ist, bey einem Menschen dergleichen Gesinnungen und Handlungen zu bewirken, ist nicht Aberglaube, sondern religiose Erkanntniß zu nennen, wäre sie auch noch so voll Irrthümer aller Art. Denn man darf die Begriffe: **wahre reine Religion** und **falsche (Beziehungsweise irrige) unlautere, verdorbene Religion** nicht verwechseln. Ist also gleich des frommen Griechen, Römers, Persers, Hindu und Muhamedaners Gotteserkenntniß mangelhaft, und in manchem Stück irrig, so hat er doch Religion, und ist nicht bloß abergläubig, wie der **Heide**, dessen Verhältniß zu den geglaubten, unsichtbaren Mächten nur eine Art von Zauberbund ist.

Eine

Eine Religion kann ausser dem daß sie zu guten Handlungen überhaupt Triebfedern enthält, auch zu manchen bösen Handlungen verleiten, und zu Unterlassung vieler guten die Ursache werden. Sie kann nehmlich Vorschriften enthalten in Ansehung gewisser zum Gottesdienst gehöriger oder anderer Handlungen die um Gottes willen vorgenommen werden, vom Sittengesetz eine Ausnahm zu machen, und an sich schlimme Handlungen heiligen. Ueberdem kann eine Religion zum Theil Begriffe von der sittlichen Vollkommenheit autorisiren, die ganz verkehrt sind, weil sie sich auf Irrthümer in Ansehung der göttlichen Natur gründen. Dahin gehören die falschen Begriffe von den Pflichten gegen Gott, aus welchen Grundirrthümer in die Moral gekommen sind. Der Nahme falsche Religion scheint sich besonders auf diese Eigenschaften zu beziehen.

Zu dieser Behauptung finden sich die Beläge in der Geschichte der Religionen.

Die Geschichte der Religionen erläutert auch alles was vom Unterschied des Aberglaubens und der Religion, der wahren und falschen Religion gesagt worden. Ich fange bey den tiefern Stuffen der so geheissenen religiosen Erkenntniß an, und werde suchen zu zeigen, welche Beziehung dieselbe auf die Sittlichkeit und wahre Glückseligkeit der Menschen habe, die auf diesen Stuffen stehen.

Der

Der Nahme Religion wird freylich ohne Grund demjenigen Aberglauben gegeben, der insgemein unter dem Nahmen des Fetischismus bekannt ist. Es wird sich aus einigen Betrachtungen darüber ergeben, daß er weit entfernt heilsamen Einfluß auf das Wohl der Menschen zu haben, vielmehr schlimmer sey, als der Mangel der Religion.

Vom Fetischismus.

Den Ursprung dieses rohen Aberglaubens hat vielleicht niemand so wol entwickelt als Jens Kraft in dem nüzlichen Buch „Sitten der Wilden" betittelt. Er bemerkt, daß alle Wilden in dem Menschen ein unsichtbares Prinzipium der Wirksamkeit annehmen, daß sie das nehmliche Pri[illegible]vium auch in den Thieren vermuthen, und von den bese[illegible]n Dingen auf die unbeseelten schliessen, und Steinen, Bäumen, Flüssen u. s. w. eben solche Kräfte sich willkührlich zu bewegen zuschreiben, als sie in sich selbst wahrnehmen. Es ist der mangelhaften Logik roher Menschen angemessen, von dem wenigen was in bekannten Dingen vorkommt, auf das übrige was sie nicht kennen, zu schliessen. Der enge Kreis ihrer Erfahrungen ist ihnen der Umfang alles möglichen. Da ein unsichtbares Wesen mit Willenstrieben begabt Ursache der Bewegungen der Menschen und thierischen Körpern ist, so folgt, (schliessen sie,) daß eine ähnliche Ursache auch das Meer, die Luft, die Ströme, die Wipfel der Bäume u. s. w. bewege. Die Wilden halten daher die Sterne für wirkliche Personen,

sonen, die eben so frey als der Mensch selbst handeln. Daher hielten auch die Peruaner ihre Könige (die Incas) für Abkömmlinge der Sonne. Daher redte man von Söhnen der Flüsse. Daher wurden Berge und Bäume angebethet. Die Wilden gehen hierinn so weit, daß sie auch Werke der Kunst, als Schießgewehr, Fischergeräthe, Bogen und Pfeile für beseelt halten. Sie vermahnen die Netze gute Fische zu fangen. Egede zog mit einigen Grönländern durch einen schrecklichen Eisberg. Ein Angekok (Jongleur) gieng voran und spielte auf einer Trommel. Als E. um die Ursache fragte, bekam er zur Antwort: „So lang gespielt und getrommelt wird, haben „die Eisberge ihre Lust ihn anzusehen, und vergessen nie„derzufallen und uns zu erschlagen.“ „Daher, sagt K. wird von alten Völkern z. B. den Scythen erzehlt, sie hätten ein Schwerd oder einen Spieß angebethet. Fryzza die Göttin des Nordens wird in der Edda vorgestellt, daß sie alle Steine, Bäume und so weiter durch einen Eid verbindet dem Balder nicht zu schaden.“

Dieser Aberglaube entstand nicht allein wo noch keine religiosen Begriffe vorhergegangen waren, von selbst, sondern auch ein übelverstandener Religionsunterricht artete in denselben aus. Das Feuer, das Wasser, die Luft, die Thiere, gewisse Steine sind vom Pöbel der Aegypter, Perser, Syrer angebethet worden. Der Unterricht der Verständigen, daß die Elemente Sinnbilder der Gottheit wären, ist mißverstanden

oder vergessen worden. Die Thiere, an denen man gewisse Tugenden oder Kräfte als göttlich pries, oder die man gewissen Gottheiten zu Ehren heilig hielt, sind an und für sich in der Folge angebethet worden. Die Steine die man der Gottheit zu Ehren im Patriarchalischen Weltalter errichtete, sind in der Folge als beseelte mit grossen Kräften begabte Wesen angebethet worden. *) Noch leichter erfolgte dieser thörichte Mißverstand aus der Gewohnheit höhern Wesen die man ehrte **Bilder zu Ehren** als Gegenstände der religiosen Kultur aufzustellen, oder Tugenden und Kräfte der Gottheit in symbolischen Gestalten in eben der Absicht darzustellen. Wenn die Menschen für diese Art des Aberglaubens noch zu dumm waren, so sahen sie diese Bilder für beseelte Wesen an, und glaubten daß was Menschen und Thiergestalt habe, auch eine Seele haben müsse.

Loubere sagt von den Siamesen: Sie nehmen an, daß die Gestirne, Berge, Flüsse und besonders der Ganges denken, reden, sich verheurathen und Kinder zeugen können. **) Die Grönländer glauben, daß der Mond ein Grönländer gewesen sey, und in das Meer steige um Fische zu fangen, so oft er untergeht.

Am

*) Guasco im Traktat über die Fetischen Götter bemerkt diese Vergötterung der zu Ehren der Gottheit aufgerichteten Steine oder Altäre, in dem patriarchalischen Weltalter.

**) Description du Roiaume de Siam. I. Part. S. 412.

Am meisten beschimpfend für die Menschheit ist wohl der Lingamdienst, da das Zeugungsglied als Symbol der Schöpferkraft geehrt, und hintenher als Fetisch vom Pöbel kultivirter Völker angebethet worden. Dieser ungereimte Aberglaube ist bey den Aegyptern, Hindus, und andern Völkern herrschend gewesen, und ists bey den leztern noch heut zu Tage.

So wie die rohen einfältigen Menschen die Körper für beseelt, und die Thiere für vernünftig oder vernunftfähig halten, weil sie selbst beydes sind, *) so halten sie

 wenn

*) Die Thiere stehen bey allen Wilden in grosser Achtung und werden von ihnen für vernünftige Wesen gehalten. Die Kamtschadalen nach Steller verehren den Wallfisch, den Bären, und den Wolf, und haben allerley Formuln mit denen sie diese Thiere besprechen, damit sie ihnen nicht schaden. Wenn sie einen Bären zusammen verzehren, so wird der Bärenkopf gebracht und mit allerley Schnurrpfeifereyen beschenkt. Der Wirth bittet den Bären ihnen seinen Tod zu verzeihen. Eben diese Ceremonie wird mit den Seehunden und Seelöwen vorgenommen. s. S. 276. 331. Die Nordamerikaner haben einen ähnlichen Gebrauch. Sie glauben, wie P. Feuillee versichert, daß die Seelen der getödeten Thiere acht geben, wie man mit ihren Ueberbleibseln den Knochen und Häuten verfahrt, und sich rächen wenn ihnen keine Ehre erwiesen wird. Nach Loubere wird der Elephant in Siam (so gar bey diesem halbkultivirten Volk) für ein vernünftiges Wesen in welchem eine Menschenähnliche Seele wohne, gehalten. S. Descript. du Roiaume de Siam. S. 130. 138. 139. Die Siameser sagen, daß die Elephanten nur durch den Mangel der Sprache sich vom Menschen unterscheiden. Eben das behaupten die Kamtschadalen von den Hunden. Diese erzählen

wenn sie über die Natur dieser Fetische einigermassen zu spekuliren anfangen die denkende, und bewegende Substanz in Gedanken oder in der That für trennbar vom sichtbaren Vehikel. Daher die Theorie der Gaspesier in Nordamerika von den Seelen der Bäume, Steine, Meubeln, die in das Land der Todten fahren sollen. *) Sie glauben daher auch, daß die Thierseelen nach dem Tod überbleiben, und wegen empfangener Beleidigungen Rache nehmen. Sie glauben, daß die Bilder welche sie verfertigen, beseelt werden; ob es wohl das Holz nicht gewesen ist, und daß die Bilder, welche in der Natur wirklich angetroffen werden, (gewisse Steine denen sie eine Menschenfigur beylegen) beseelet sind.**) Sie halten die Bäume, Berge für Leiber die von Geistern bewohnt werden. Sie schreiben dem Feuer eine Seele zu. Sie halten das Meer und die Flüsse für verständige belebte Wesen. Steller meldet, daß die Kamtschadalen wenn sie an den Strudel des Kanals zwischen Lapatha und ihrem Land kommen, ihm ein Opfer bringen

so gar, daß die Hunde vormals geredt hätten. Allein als ihnen einst unhöflich begegnet worden, sich entschlossen hätten nicht mehr mit Menschen zu reden. Siehe Stellers Kamtschaka S. 133.

*) Nach der Histoire des Religions des Roiaumes du Monde. Vol. 6.

**) Dieß leztere Faktum bekräftiget Scheffer in seinem Werk Lapponia genannt. Diese gebildeten Steine werden für Abbildungen des Gottes Storjunkare von den Lappen gehalten, und angebethet. s. S. 106. 107. Noch ausführlicher Hogströhm. S. unten.

bringen und dabey sagen: „Nimm uns nicht übel, daß wir öfters über dich hinfahren, und aller Furcht vergessen. Wir fürchten uns zwar sehr. Aber was sollen wir machen? Die Russen wollen Geschenke von uns haben.“ Die Tscheremissen in Baschkirien, wenn sie opfern, bitten das Feuer ihr Opfer für den Gott zu bringen, dem es geweyhet ist. Die Wilden am Laurenzfluß opfern dem Wald *) den sie passiren wollen, damit er sie hindurch lasse.

Von solchen Vorstellungen ist der Uebergang zum Glauben an Geister, die für sich allein bestehen, und gewisse Oerter bewohnen, den Elementen vorstehen, u. s. f. leicht. Diese Geister erhalten alsdann eigene Nahmen. Es werden ihnen gewisse Geschäfte angewiesen. Man stellt sich vor, daß sie durch Opfer, Gebethe u. s. w. gezwungen oder sonst bewogen werden den Menschen zu erscheinen u. s. w. Der Schemanismus entsteht, ein etwas weniger grober Aberglaube.

Die Einflüsse des Fetischismus auf die Sittlichkeit und wahre Wohlfahrt können unmöglich wohlthätig seyn. Die

 Geschichte

*) Von diesem rohen Aberglauben sind unter dummen Menschen kultivirter Völker manchmal noch Spuren zu finden. Die Meynung, daß leblose Dinge beschworen werden können, gehört hieher. Im Targum post. in Ester. wird erzält daß die Bäume sich geweigert hätten, das Holz zu Hamans Galgen herzugeben, weil sie von ihm beschworen worden wären.

Geschichte solcher Fetischenverehrer zeigt dieß zur Genüge. Schon die Unterdrükung alles gesunden Verstands welche die elenden Vorurtheile von den Fetischen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben, bewirken, wäre Schadens genug. Glüklich sind die Hottentotten, Kafern, Abiponer, Esquimaux, die Wilden der Hudsonsbay u. s. w. in Vergleichung mit den Negern zu nennen, deren Vernunft durch jene höchst närrischen Meynungen wenigstens nicht so verrükt wird, daß sie sich mit allem Fleiß gewöhnten, die größten Ungereimtheiten für wahr zu halten, und dadurch gleich den Völkern des Nordens auf lange Zeit unfähig gemacht würden, bessern Belehrungen Raum zu geben.*) Ihnen schadet der Mangel der Religion in ihrem unkultivirten Zustand nicht. Sie können keine haben, sind nur dummer Meynungen empfänglich, und ihnen mangelt es an hinlänglichen Triebfedern zu unschuldigen nüzlichen Handlungen in ihrer Lage keineswegs. Sind sie einiger sittlicher Handlungen fähig, so finden sich Beweggründe

*) Alle Missionare die sich lange Zeit unter Wilden aufgehalten haben, sind darüber einig, daß die Wilden eine ungemeine Anhänglichkeit an dem Aberglauben ihrer Voreltern zeigen. Die Nordamerikanischen Wilden, die Karaiben, die Sibirischen Völker, die Lappen haben sich besonders immer sehr ungelehrig gegen die Bemühungen ihnen das Christenthum beyzubringen, bewiesen. Die lezten sind zum Theil heimlich Heiden geblieben, ob sie wohl christlichen Regenten unterworfen sind, und ihre alte Religion nicht öffentlich ausüben dürfen.

gründe des Verhaltens in ihren nächsten natürlichen Folgen selbst.

Allein der Verfinsterung des Verstands, und Verhärtung in vielen thörichten Meynungen ist nicht der ganze Schaden, der aus dergleichen thörichtem Aberglauben entsteht. Die Gesinnungen und Handlungen welche aus den eingebildeten Verhältnissen gegen die vermeinten Intelligenzen entstehen, sind wohl noch weit nachtheiliger der Glükseligkeit, und besonders dem Wachsthum der sittlichen Kultur.

Die Meynungen von diesen Verhältnissen sind eigentlich nichts als ein zauberischer Aberglaube, und keine Religion, wie im vorhergehenden bemerkt worden. Hume macht eine sehr gründliche Anmerkung, wenn er in seiner natürlichen Geschichte der Religion sich so vernehmen läßt: Laßt uns annehmen, es würde in den mittlern Zeiten (da man an Feereyen und Zaubermärchen nicht weniger als an die Existenz der Gottheit glaubte,) jemand durch eine sonderbare Verirrung des Verstands die Existenz Gottes und der Engel geläugnet, und dagegen, was in den Feenmährchen steht, für buchstäblich wahr gehalten haben, würde nicht dieser Mensch für einen Atheisten gehalten worden seyn? Gewiß es wäre zwischen so einem Menschen und einem Theisten noch ein grösserer Abstand, als zwischen einem Theisten, und einem solchen der gar

keine unsichtbare Intelligenz glaubt. Und es hieße sich durch eine zufällige Aehnlichkeit der Wörter täuschen lassen, wenn man so verschiedene Sachen als Theismus und Glaube an Feen sind, in eine Klasse bringen wollte.

Der Fetischendienst ist nichts anders als ein Tauschhandel. Der Abgötter giebt etwas und erwartet etwas.

Die Lappen bethen unförmliche Bilder oder vielmehr Birkenstämme an, woran sie mit der Axt einen Kopf ausgehauen haben. Sie bethen auch Steine an, die sie für lebendig und beseelt halten. Sie trauen diesen Steinen Gewalt über Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod zu. Ein Lappe erzählte dem Hopström: „daß er einst auf „einen Fußsteig gekommen, den ein naher dort befindli„cher Stein ohne Zweifel hätte gehen müssen, wenn er „seinen Ort verließ. Der Stein habe über diese Entwei„hung seines Wegs gezörnt, und ob er ihm gleich Opfer „gelobt zu thun, so habe doch der Wolf ihm seine „Heerde beschädiget.“ Bey einem solchen steinernen Fetisch liegt nach eben diesem Schriftsteller eine eiserne Axt die ein Lappe ihm geopfert haben soll. Er soll dieß zur Vergeltung der Hülfe gethan haben die der Stein ihm im Kampf wider seinen Feind geleistet. Beyde Kämpfer riefen den Stein an und versprachen ihm Opfer, aber keiner überboth den andern. Endlich gelobte dieser Lappe dem Stein die Axt seines Feindes zu opfern, und besiegte ihn.

Die

Die Lappen opfern den Steinen Thiere, um ihre Gunst bey dem Fischfang und der Viehzucht zu erkaufen; oder um gesund zu werden, wenn sie krank sind. u. s. w. Sie glauben auch, daß sie nicht ohne Gefahr Gelübde die sie ihnen thun, würden verletzen können. Oft kosten ihnen diese Opfer viel. Allein wo sie wohlfeiler davon kommen können, so setzen sie sich auch nicht in unnöthige Unkosten. Manchmal geben sie nicht mehr als die Hörner, und Knochen der Rennthiere, wenn sie nichts wichtigers zu bitten haben als die Wiederherstellung eines kranken Rennthiers. *)

Der Fetischenanbether ist ein Sklave der Furcht, deren Gegenstände die verächtlichsten Dinge um ihn her, und theils leblose Dinge theils schädliche Thiere sind. So sehr erniedrigt dieser Aberglaube die menschliche Natur. Die halbrohen Einwohner der Insel Sumatra welche Reiangs heissen, glauben (nach des Marsden sehr glaubwürdigen Nachrichten) daß gewisse Bäume von ehrwürdigem Ansehen die Körper der Waldgötter sind. Sie glauben daß zu Benkuant in der Landschaft Lampusa ein langer Stein der auf einem andern flachen Stein steht, auß-

 serordent-

*) Hogströhm einer der glaubwürdigsten Schriftsteller über Lappland, dessen Nachrichten sich nur auf die Oerter wo er sich lang aufgehalten hat, und überhaupt nur auf das schwedische Lappland einschränken, berichtet alles das, s. S. 199. — 213.

serordentliche Kräfte und Tugenden besitze, und einmal als er ins Wasser geworfen worden sich selbst wieder an die vorige Stelle versetzt habe. Wer ihm nicht ehrerbietig begegnet, hat ein Unglück zu erwarten. In anderen Gegenden glauben die Einwohner daß das Meer lebe, und eine willkührliche Bewegung habe. Sie fürchten es daher und opfern ihm Kuchen und Konfituren. — Die Einwohner der Philippinen betheten (zufolge Nachrichten die M. gesammelt hat) die Sonne, den Mond, den Regenbogen, einen gewissen blauen Vogel den sie Bathala nennen, (den Schöpfer) und eine Krähe an, die sie den Herren der Erde (Meylupe) nennten. Sie fürchteten den Kayman (Alligator) nennten ihn Grosvater und baten ihn ihnen kein Uebels zuzufügen, warfen auch wenn sie in den Booten waren, alles was sie hatten ins Wasser. *) Die über den Fetischismus gemachten Bemerkungen werden besonders auch durch alles was von der Neger-Völker Aberglauben erzählt wird, bestätiget.

Die Negervölker ehren alle (die Muhamedanischen Völker ausgenommen) leblose und belebte Dinge die sie in ihren Sprachen Bossum, Mokissi u. s. w. heissen, welche Benennungen man durch das portugiesische Wort Fetißo ersetzt hat. Solcher Gottheiten haben sie unzählich viel. Ein Neger

*) S. Marsden natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra in Ostindien. S. 324. 329.

Neger sagte dem Bosmann, der glaubwürdige Berichte von der Neger Aberglauben giebt: So oft jemand unter uns was wichtiges unternimmt, sucht er sogleich einen Gott sich aus, der sein Unternehmen befördere. Er geht aus dem Hause, und wählt sich dann das erste Beste, was ihm ins Auge fällt, einen Hund, eine Katze, einen Stein, ein Stük Holz, dem er sogleich etwas opfert, oder darreicht mit Versprechen, wofern er sein Vornehmen gelingen liesse, ihn zu seinem Gott anzunehmen. Gelingt ihm dann sein Vorhaben nicht, so verwirft er ihn als einen untauglichen Gott. — Die Neger auf der Goldküste halten gewisse Berge, Bäume und Vögel oder Fische für Fetische, die ganze Länder und Gegenden beschützen. Niemand geht vorbey ohne ihnen zu opfern — zu gewissen geweyhten Felsen gehen sie in gewissen Gegenden jährlich hin um durch Opfer die Gunst zu erhalten, daß sie den Ocean besänftigen, und die Stürme abhalten. Eben so werden auch Teiche, und Flüsse verehrt, damit sie das Land fruchtbar machen sollen. Die Opfer werden vermehrt, und kostbarer, wann das Gute nicht kommt, das man von dem Fetisch bittet. —

Die Neger im Königreich Loango verbinden sich nach dem Willen ihrer Zauberer, ihre Kinder zu einem gewissen Gelübd das sie einem Mokisso oder Fetisch thun, von Jugend auf anzuhalten. Z. E. daß sie sich gewisser Speisen enthalten, gewisse Kleider tragen, oder nicht tragen, über

über kein Wasser gehen sollen u. dergl. Und zu dieser beschwerlichen Knechtschaft wird das Kind auf Lebenszeit verbunden eh es noch einmal den Gebrauch seiner Vernunft erlangt hat. Dieß Versprechen, das bey Strafe eines bösen Tods (wie sie sich einbilden) nicht gebrochen werden darf, wird einem Bild von Ton, einem Stok, einem Topf voll Schmiere u. s. w. gethan! — Die Mokissos werden so sehr gefürchtet, daß die Neger den Tod eines Menschen fast immer den Mokissos zuschreiben. — Auf der Küste Whida wird eine Schlangenart sehr hoch gehalten, und eine grosse Schlange derselben Art in einem ihr geheiligten Tempel verehrt, so wie der dem Apis heilige Ochse in Aegypten. Die Einwohner sind stets in Furcht eine dergleichen heilige Schlange zu zertretten. Sie opfern dem Schlangengott das Beste was sie haben.*)

Da der Götzendiener sich einbildet, daß die sichtbaren und oft schwachen und gebrechlichen Gegenstände seiner Verehrung auch von ihm abhängig seyen, so ist hievon die natürliche Folge daß er zuweilen seiner Unterwürfigkeit vergißt, und dem ohnmächtigen Gott, wenn dieser seine Wünsche nicht erfüllt, seinen Unwillen empfinden läßt.

Ich

*) Man kann über den Neger-Aberglauben den Oldendorp, Dapper, Bösmann, des Marchais vergleichen; Proyarts Geschichte von Loango und Kakongo ist eine für diesen Zweck wenig brauchbare Sammlung von Nachrichten, die sonst ihren Werth haben mag.

Ich könnte es zwar ganz überhoben seyn von dieser Thatsache einigen Beweis zu geben, da H. P. Meiners neuerlich im historischen Göttingischen Magazin diese Materie in einem besondern Aufsatz abgehandelt hat. Doch will ich mit wenigen Beyspielen darthun, daß dem rohen Aberglauben auch diese jeder Religion ganz widersprechende Ungereimtheit eigenthümlich sey.

Der Verehrer der Fetische glaubt daß er seiner Gottheit Gutes zu erzeigen im Stande ist. Er wirft sogar in göttliche Seen und Flüsse Thiere, und andere Dinge von Werth, und opfert sie ihnen auf diese Weise.*) Die Sonne selbst, die er sich entweder im Zustand der rohesten Einfalt als einen Menschen oder Menschenähnliches Wesen denkt, oder wo er etwas gebildet ist als einen beseelten Körper überhaupt will er mit Trommelschlagen, und klingenden Instrumenten aus dem Rachen des Thiers erretten, von welchem sie zur Zeit ihrer Verfinsterung nach seiner Einbildung angefallen wird. Da diese Gottheiten

*) Die Götterlehre des gemeinen Volks unter den celtischen Völkern war ein subtiler Fetischismus. Sie dachten sich Geister die in den Elementen als ihren Leibern lebten und wirkten, ob sie wohl nicht glaubten daß jeder künftige Körper eine Gottheit werde. Nach Gregorius de Tours opferten die Einwohner des Landes Gevaudan jährlich dem See auf dem Berge Helanus Thiere, Käs, Tuch, Wachs, Brode, die sie hinein warfen. Die Trojaner opfern nach Homer dem Fluß Skamander Ochsen und Pferde, die sie lebendig hineinwarfen.

heiten körperlich sind, so zweifelt er nicht, daß sie auch beschädiget werden können. Wenn sie also seine Wünsche nicht erhören, so läßt er sie die Folgen seines Unwillens empfinden. Es ist nicht so widersprechend mit dem, was von der Verehrung die die alten Perser dem Wasser bewiesen haben, erzehlt wird, wenn Herodot berichtet, daß Xerxes den Hellespont habe mit Ruthen peitschen lassen, als Pelloutier wohl meynt.*) Vielmehr ist dieß (wenn anders äussere Gründe der Wahrscheinlichkeit nicht dagegen streiten) sehr glaublich. Man darf nur annehmen, daß der persische Pöbel das Wasser für einen Fetisch angesehen, der bestraft werden könne, wenn er Schaden thue. — Le Komte meldet, daß die Chineser ihre Götzen wohl oder übel behandeln, je nachdem sie die Erwartungen ihrer Anbether zu erfüllen scheinen oder nicht. Sie sprechen zu ihren Bildern: Wie nun du Hundegeist. Wir geben dir eine prächtige Pagode ein. Wir übergülden dir sie schön. Wir füttern dich gut. Wir räuchern dir. Und doch bist du bey aller unsrer Sorgfalt so undankbar, daß du uns verweigerst, was wir von dir bitten. Hierauf binden sie das Bild mit Stricken, und schleppen es auf den Strassen im Koth und Mist herum, es für die ihnen verursachten vergeblichen Kösten zu bestrafen. Sollte aber nachher erfolgen, was sie wünschen, so waschen sie es mit vielen Ceremonien und Umständen wieder ab, tragen es zurück, und setzen es an seine Stelle,

*) S. Pelloutier Histoire des Celtes T. II. p. 105.

le, entschuldigen sich auch auf folgende Art: Warum hast du dir diese Behandlung selbst zugezogen? Wir waren zu hitzig, aber du warest auch zu saumselig unsere Bitte zu gewähren. Was aber geschehen ist kann nicht ungeschehen gemacht werden. Wir wollen also nicht weiter daran denken u. s. w. Zu Nanking opferte ein Mann dessen Tochter sehr krank lag, dem Götzen desselben Orts wo er wohnte, grosse Opfer. Als seine Tochter starb, stellte er bey den Richtern eine Klage gegen den Götzen an, und drang darauf, daß man ihn als einen Betrüger bestrafen sollte, andern Gottheiten zum Beyspiel, damit diese künftig ihre Schuldigkeit in Acht nähmen. Als er bey dem dortigen Gericht seinen Zweck nicht erhielt, brachte er seine Sache für das Gericht der auswärtigen Angelegenheiten in Peking, und erhielt was er wünschte. Der Tempel des Götzen ward niedergerissen und der Götze verbrannt. — Die sibirischen Völker schlagen ihre Bilder, oder werfen sie in den Koth, wenn ihre Wünsche ihnen fehlschlagen. Einige Neger verbrennen ihre Fetische wenn Seuchen unter ihnen grassieren. Bossü erzählt, in seinen Reisen in Nordamerika, daß er unter einer kleinen dortigen Nation ein affenähnliches Thier gefunden welches in einem dazu besonders errichteten Häuschen angebethet wurde; da er ihnen aber vorstellte, daß ihnen dieser Gott bisher keinen Sieg über ihre Feinde verliehen hätte, so wurden sie so böse über diesen Thiergott, daß sie ihn zu verbrennen beschlossen. Gleichwohl beredete sie B. ihm

denselben

denselben lieber auszuliefern, um ihn als eine Rarität nach Europa zu nehmen, ob wohl das Thier bald hierauf starb.*)

Die Ceylanesen sollen, wie Knox von ihnen meldet, ihre Götter so verachten daß sie einander den Rath geben: „Bring ihm kein Opfer. Sch... ihm lieber dafür ins „Maul! Was für ein Gott ist er doch!" Wie wenig ist der Aberglaube geschickt religiöse Gesinnungen zu erzeugen!

Ich komme nun auf eine andere Art des Aberglaubens zu reden, die zu dem weniger ungereimten und verächtlichen Polytheismus, der halb und ganz gebildeten Völker in der Folge leitet. So wie der Fetischismus aus der groben Anhänglichkeit an die Sinne entsteht, die mit der äussersten Schwäche des Verstands verbunden ist, so entsteht hergegen der Aberglaube von dem ich reden will, aus der Geschäfftigkeit der müssigen Phantasie des rohen Menschen. Ich will nicht behaupten, daß die **Dämonolatrie** jünger als der Fetischismus ist. Das Gegentheil könnte man noch eher behaupten. Unsichtbare Gegenstände der Furcht, oder Gespenster, Wassergeister, Waldgeister, Erdgeister glaubte und glaubt noch vielleicht jedes Volk. Von den Arabern, Hindus, Juden, Griechen, Römern,

*) S. Meiners göttingisches Magazin, die Abhandlung über die Mißhandlung von falschen Göttern.

Römern, Persern, ist dieß bekannt. Von allen wilden Völkern mit denen man näher bekannt geworden, versichert man allgemein, daß sie so gut Gespenster und Kobolde glauben als unser Pöbel. Der Glaube an Gespenster ist also früh in der Welt gewesen. Und er wird bey den noch rohen Menschen angetroffen, ist also in jedem Verstand des Worts alt. So wie sich der Mensch die Körper gleich seinem eigenen Leib belebt denkt, so bildet er sich auch die Seele als etwas luftähnliches ein, das ausser dem groben Körper vorhanden seyn, und bestehen kann. Dieser beseelte Schatten bleibt nach dem Tod übrig, spuckt, und giebt durch allerley sinnliche Wirkungen sein Daseyn zu erkennen. Die Gaspesier in Nordamerika haben sich daher eine Theorie formirt, nach welcher die Schatten oder Seele aller Dinge in das Reich der Geister fahren, und alles was hier in grober tastbarer Körperlichkeit vorhanden ist, dort in luftartiger Gestalt existirt. Kein Wunder wenn der Mensch sich allerley Dämonen über, unter der Erde, und in den Luftgegenden einbildet, die er sich theils gut, theils bös, theils mächtig, theils schwach, theils verständig, theils dumm einbildet. Völker die keinen Kultus haben, glauben doch dergleichen Wesen. Der Abiponer glaubt viele Geister oder Gespenster von deren Oberhaupt er besonders die seltsame Meynung hegt, daß er von ihm abstamme. Der Grönländer glaubt Torngaks oder unterirrdische Geister — Er nimmt auch zwey grosse an, einen mächtigen Geist Torgarsuk, und einen andern weib-

 lichen

lichen Geschlechts, der neidisch und übelgesinnt seyn soll. Die Völker die heut zu Tage dem Fetischismus ergeben sind, verbinden den Dämonendienst damit. Das heißt so viel: sie glauben ausser den groben körperlichen Gegenständen der Verehrung auch andere, die nicht immer ihnen sichtbar sind, sondern nach ihrem Belieben sichtbar werden können, übrigens im Weltraum ihre Wohnung haben. Die übrigen Völker, welche dem Fetischendienst wenig oder nicht ergeben zu seyn scheinen, nehmen meistens ebenfalls solche Wesen an. Da weder Furcht noch Hofnung an sich geschikt sind Gegenstände solcher Leidenschaften in der Seele zu erschaffen, so darf man auch die Ursachen aller solcher Geschöpfe der Einbildung nicht in der feigen Furcht des hülflosen Menschen allein suchen und behaupten daß diese Furcht alle Ideen von Dämonen ursprünglich erzeugt habe. Wer das thut, behauptet etwas schlechthin falsches, oder drükt sich doch unrichtig aus, wenn er damit zu verstehen geben will, daß die Furcht die Phantasie bloß belebe, und ihre Fruchtbarkeit vermehre. Dieß leztere steht freylich nicht zu läugnen. Die müssige Phantasie des rohen Menschen dichtet allerley ihm einigermassen ähnliche Wesen. Die Vernunft scheint diesen Dichtungen Wahrscheinlichkeit zu geben. Denn überall sieht der unwissende Mensch Wirkungen um sich her, deren Urheber ihm unbekannt sind. Die Furcht zeigt ihm dann leicht die Hirngeburten mit denen er sich beschäftiget. Die Furchtsamkeit macht ihn geneigt sie für wirklich zu halten.

Doch

Doch auch die Begierde nach dem Seltsamen und Wunderbaren von der jedem Einfältigen der nicht ganz in thierische Geistesträgheit versunken ist (wie der elende Pescherä, Esquimaux, u. s. w.) ein reiches Maß zu Theile geworden ist, thut das ihrige dabey.

Der rohe Mensch sieht nicht bloß etwa im Schlaf, im Wachen wenn er durch Wälder oder düstere schauervolle Oerter zu gehen hat, Gespenste. Nein er glaubt sie auch gern, weil es scheint daß die Vorstellung solcher Wesen seine Kenntniß erweitern, mit andern Worten weil sein Geist eine ihm angemessene Nahrung an solchen Gegenständen findet. Was auch die rohen, unwissenden Menschen am meisten im Glauben an Geister bestärkt, sind die Träume. In diesen bildet er sich ein, ins Land der Seelen versetzt zu werden, oder doch der Seele nach hie und da hin geführt zu werden. Wenn er also selbst Dämonen sieht, oder wenn sein Jongleur ihn versichert daß er welche sehe, so ist seine Ueberzeugung vollendet. Dergleichen Meynungen erben sich dann von Geschlecht zu Geschlecht fort. Die Ueberlieferung giebt ihnen ein unverletzliches Ansehen.

Die Beschaffenheit dieser Geisterlehre ist sich durchweg unter den rohen oder barbarischen Völkern sehr ähnlich. Man glaubt Wesen, die im Weltraum wohnen, und verschiedene Kräfte, Neigungen, Interessen haben. Diesen Wesen schreibt man Neigungen und Kräfte zu,

 den

den Menschen zu nutzen oder zu schaden. Ich führe einige Beyspiele zur Erläuterung des Gesagten an.

Die Kamtschadalen, nach Steller, verehren viele Götter von denen sie glauben daß sie ehmal vielen in sichtbarer Gestalt erschienen, und noch jez zuweilen erscheinen. Sie glauben daß dieselben einander untergeordnet seyen. Der erste ist Kutcha, den sie aber als einfältig, (wenn schon stark und alt) verachten. Dieser Kutcha hat ein Weib und mit ihr wie ein Mensch Kinder gezeugt, ist auch in allem einem Menschen gleich, wie aus den schändlichen Fabeln die sie von ihm erdichten, zur Genüge erhellet. Er verrichtet so gar seine Nothdurft gleich den Menschen. Der Gott des Wassers hat Fischgestalt und heißt **Mitg.** Der Gott der Luft heißt **Billukai.** Ihm sind viele **Kamuli** oder Geister unterthan. Er läßt donnern und regnen. Er fahrt oft auf einem **Schlitten**, und die Kamtschadalen treffen seine Spur an. Der Geist **Tuil** ist der Urheber des Erdbebens. Auch dieser hat seinen Schlitten vor dem ein Hund gespannt ist, wie ein Kamtschadale. Nur fährt er unter der Erde. Und wenn sein Hund die Flöhe oder den Schnee abgeschüttelt, entsteht das Erdbeben. Der Gott Haetsch ist der Geist der Unterwelt, wohin die Menschenseelen kommen. Der Balaking ist der Gott der Winde. Seine Frau Savina • Kuhagt macht die Morgen und Abendröthe.

Die

Die Lappen in dem schwedischen Lappland glauben viele Götter. Ihr oberster Gott ist Jubmal, (Jumala) der Gott des Himmels. Sie haben einen andern den sie Storjunkar nennen, welcher Herr über alles Gewild und alle Fische und Vögel ist. Dieser Gott ist also der, welcher der Jagd und dem Fischfang vorsteht. Er soll den Lappen oft erscheinen in Gestalt eines Manns mit einem Schießgewehr. Sie verehren ferner den Gott (Tiermes) oder Thor den sie auch Ajiecke nennen, den Gott des Donners. Der Regenbogen ist sein Geschütz. Die Lappen in Finnmarken, (dem Dänischen Lappland) glaubten vor ihrer Bekehrung nach Kund-Leems Berichten*) viele Götter. Ein Gott der im Sternenhimmel thront, hieß bey ihnen Stadien. Er stand dem Hauswesen vor. Ein anderer Gott hieß Jhioarve-Stadien. Dieser bildet die Seelen der Kinder, und übergiebt sie Makerako, diese ihrer Tochter Saraka. Von dieser wird sie mit dem Leibe vereiniget. Diese beyden weiblichen Gottheiten werden auch als Vorsteherinnen der Geburt von Weibern angerufen. Der Gott Ruona-Neid ist der Erdegott, welcher die Erde fruchtbar macht.

 Der

*) Die Verschiedenheit der Nachrichten des nicht unglaubwürdigen Scheffer der einige sehr gute Quellen benutzte, des Hogström, der der vorzüglichste Schriftsteller über Lappland scheint, und des gleichfalls glaubwürdigen Kund-Leem läßt sich sehr wohl daher erklären, daß sie von verschiedenen Gegenden Lappland, und von verschiedenen Zeiten reden.

Der Gott der Unterwelt heißt Kota. Er wohnt in der Tiefe wohin die Seelen der Gottlosen fahren. Die Götterlehre dieser Lappen ist sehr weitläuftig, ich nenne also diese nur statt aller andern.

Die Götterlehre der Finnen nach Andern hat auch den Jumal, den Thor, und viele Gottheiten mehr, denen ähnliche Eigenschaften zugeschrieben werden. Die Dämonolatrie der Tscheremissen in Baskirien ist auch von ähnlicher Art. Der erste Gott ist Pujurscha Juma. Er giebt ihnen Getraide, Vieh, Bienen u. s. w. Der andere ist ihm an Macht gleich. Der dritte ist Schukscha. Er ist stets um die Menschen, und giebt auf sie acht. Ein anderer heißt Kurguburtsch - Juma, und wohnt auf der Erde. Ihn bekommen nur unschuldige und glükliche Menschen zu sehen. Jumanasch hält sich im Wald und auch im Wasser auf. Sie bitten ihn, ihnen Söhne zu beschehren. Die Weiber der Baschkirischen Tscheremissen bethen zu ihren Göttinnen. Die Göttin Kitschaba, die Mutter der Sonne wohnt in der Sonne. Sie giebt Eintracht, Glück, und Wohlstand. Kala wird in allen Nöthen und Krankheiten angerufen. Sie haben auch ihre Lucina. Die Wotjäcken sind auch Anbether der Dämonen. Zugleich aber verehren sie die Zweige einer Art von Fichten und den Specht, haben also auch Fetische. Ilmer ist ihr mächtiger Gott. Die Mutter des Ilmer steht den Geburten

burten und Heyrathen vor. Die zweyte Göttin ist, Schundu-Mumi, die Mutter der Sonne. Man bittet sie die Kinder vor Krankheiten zu bewahren, und besonders sie von den übeln Folgen der Pocken zu retten. Der Kiremet wird in Krankheiten angeruffen. *)

Die von Cook entdeckten Inseln haben auch ihre Götterlehren. Z. B. der höchste Gott der Insel Tongataby (einer der Freundschaftsinsuln) ist ein Weib und heißt Kella-Futuga. Der Gott der nach ihm der nächste ist, ist männlichen Geschlechts, und hat auch ein Weib. Die höchste Göttin sendet Krankheit, Theurung, Ueberschwemmung, Viehseuchen, u. s. w. wenn sie zörnt. u. s. w.

In diese Dämonenlehre artete oft die Lehre der Weisen der Vorzeit aus, welche theils die Tugenden Gottes unter den Symbolen der endlichen Wesen darstellte, theils auch auf die in allen Theilen der Natur wirksamen Kräfte Gottes aufmerksam machte. Die philosophische und theologische Lehre von Intelligenzen ausser Gott gab auch zur Dämonolatrie Gelegenheit. Also entstand diese eben so wohl als der Fetischismus oft durch Ausartung der Religionslehre. Wahrscheinlich entstand der Polytheismus der gebildeten Völker welche Weise unter sich hatten, oft auf

 diese

*) S. Rytschkows Tagebuch über seine Reise durch einige Provinzen des Russischen Reichs.

diese Weise. Diesem Aberglauben ist der Heroendienst oder die göttliche Verehrung verstorbner Menschen ganz ähnlich. Die Menschen verehrten zwar zum Theil ihres gleichen Wesen als Gottheiten noch bey Lebzeit. Da sie Menschen ihrer Art auf eben die Weise, wie sonst den Thieren und leblosen Dingen aus dummer Ehrfurcht Tugenden und Kräfte zuschreiben, deren ihre Natur nicht fähig war — so kann man diese Verehrung der Menschen mit Recht zum Fetischismus rechnen.

Einige Neger glauben daß ihre Könige Regen geben, und fruchtbare Jahrszeiten schaffen können, und ehren sie daher als Gottheiten. *)

Viele Anhänger der Sektedes Dalai-Lama halten den Dalai-Lama für einen Gott, dem selbst die Unsterblichkeit zukomme, und kommen jährlich aus allen Gegenden ihn anzubethen, und ihm Geschenke zu bringen.**) Die Sultane von Menancuba setzen unter anderm die Prahlerey in ihren Titel, daß als Gott die Schöpfung der Welt noch nicht vollendet hätte, sie ihre Wohnung in den Wolken gehabt hätten, und nachher ihre Wohnung auf die Erde verlegt hätten. Sie nennten sich Herren

der

*) Projarts Geschichte von Loango. u. s. w. 339.

**) Alle welche von der Religion des Lama nähere Nachrichten gegeben haben, bestätigen dieß Faktum.

der Luft und der Wolken.*) Ein Kazique in Amerika gab vor, er würde alle Nächte in den Himmel verzükt, und gebe da Befehle, die die Regierung der Welt betrafen, ließ sich also von seinen Unterthanen als einen Gott verehren, wie P. Christoph D'Acugna in seinen Nachrichten vom Amazonenflusse meldet.

Die Seelen der Verstorbenen wurden von allen Nationen beynahe, die im Stand der Kindheit waren, mit Opfern beehrt. Von diesen Opfern wurde entweder geglaubt daß sie daran als einer Ehrenbezeugung Gefallen trügen, oder daß ihre gerechte Rachbegierde befriediget würde, (wenn man ihre Feinde auf ihren Gräbern schlachtete,) oder aber daß sie wirklich das was ihnen geopfert würde, genössen, und sich an den dargebrachten Speisen und Getränken labten. Zum Theil hatten solche Todtenopfer den Zweck die abgeschiedenen Seelen zu freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Lebenden zu bewegen. Zum Theil aber waren sie auch nur Handlungen der Frömmigkeit oder Zärtlichkeit. Da ich in der Folge besonders von den Einflüssen der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auf die Moralität zu handeln gedenke — so will ich diese Art von Aberglauben hier nur kurz berühren. Ausser der allgemeinen Meynung von der Unsterblichkeit der Seele trug auch ein besonderer Grad

 von

*) S. Marsden natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra.

von Hochachtung für verdiente, berühmte, oder auch wegen ehmaliger Gewalt und Würde verehrte Männer zu dieser Neigung das meiste bey. Bey wenigen wilden oder halbwilden Nationen finden sich Spuren von göttlicher Verehrung der Vorfahren. Vielmehr war dieser Aberglaube von jeher häufiger bey Völkern die einige Kultur hatten. Die Sineser glauben, daß ihre Verwandten nach dem Tode zurück kommen, sie zu plagen, *) wenn sie ihnen nicht Speisen auf die Gräber hinstellen. Die Tunquineten begehen jährlich ein grosses Fest, an welchem sie ihren Vorfahren opfern. Die Chineser und Japaner sind, wie Tavernier und Loubere melden, besonders vor andern Nationen dem Dienst ihrer Vorfahren ergeben. Von den alten Völkern die ihre Könige, Gesetzgeber, Helden, die Stifter ihrer Reiche, und Erbauer ihrer Städte verehrt haben, kann Vossius in seinem gelehrten und nützlichen Werke de Idololatria Lib. I. Cap. 39. 40. nachgesehen werden.

Die müssige Neubegierde der ungebildeten Menschen geht allmählig immer weiter, und endlich auf den Anfang der sichtbaren Welt, wenigstens auf den Anfang des Volks zu dem sie gehören, und die Geschichte der Entstehung des kleinen Theils der Welt den sie sehen und kennen, zurück. Ueberdem beschäftigt sie sich auch wohl mit den

*) S. Loubère Description du Roiaume de Siam. Pag. 361 — 81.

den Personen und Schicksalen der erdichteten Gottheiten. So entstehen die Fabelgeschichten, dergleichen selbst bey rohen Völkern angetroffen werden. Falkner meldet von den Moluchen, und Puelchen in Südamerika, daß sie folgende Erzählung vom Ursprung der sichtbaren Welt haben. Die Götter die in gewissen Hölen unter der Erde und dem Wasser wohnen, erschaffen da die Straussen, Löwen und andere Thiere: auch die Menschen. Jede Thierart hat ihren eigenen Schöpfer. Sie liessen die erschaffenen Thiere und Menschen nach und nach aus diesen Hölen hervorkommen. Noch jez halten sich einige solcher Geschöpfe in dergleichen Hölen auf. Die Jongleurs oder Wahrsager versichern, daß sie dergleichen Thiere und Menschen, die noch nie aus ihren Hölen hervorgekommen, unter der Erde erblicken. Die Verstorbenen kehren in diese Hölen zurück, oder sie kommen auch in den Himmel. So sind z. B. die Sterne alte Amerikaner. Die Milchstrasse ist das Feld wo sie auf die Straussenjagd ausgehen.

Die Einwohner der Philippinen hatten auch ihre Mythologie. Marsden berichtet von ihrem Innhalt folgendes: Anfangs war nichts als Himmel und Wasser. Zwischen beyden flog ein Geier so lang herum, daß endlich das Wasser und der Himmel sich schieden. Es entstanden hierauf Inseln, auf welchen der Geier ruhte. Der Geier öffnete ein gewisses Bambusrohr mit 2 Knoten mit dem Schnabel. Da kam ein Mann und ein Weib heraus. Diese heyratheten

theten sich mit Einwilligung des Gottes Bathala Meykepol. Von ihnen entstanden nachher alle Völker in der Welt. Es ist hier zu bemerken, daß manchmal mißverstandne Ueberlieferungen gebildeter Völker den Stoff zu dergleichen Dichtungen mithergeben. Dieß scheint hier geschehen zu seyn. Der Gott Bathala Meykepol ist wohl ein Wesen von dem sie (so wie die Sumatraner) den Nahmen bloß aus Ueberlieferung kennen.*)

Die Nordamerikaner haben verschiedene fabelhafte Erzählungen von ähnlicher Natur. — Die Irogueſen und die Wilden am St. Laurenzfluß haben nach Henepins Nachrichten folgende Ueberlieferung von der Entstehung der sichtbaren Welt. Der Geist den die Irogueſen Olkon, die andern Wilden Atahauta nennen, hat den Himmel und die Erde gemacht. Der Geist Messu aber stellte die Erde einst wieder her, als sie untergegangen war. Er gieng eines Tags auf die Jagd. Seine Hunde verlohren sich in einem grossen See, der aus dem Ufer trat, und die Erde in ein Meer verwandelte. Allein Messu brachte mittelst einiger Thiere die er zu dieser Arbeit gebrauchte, etwas Erde aus dem Abgrund herauf, und stellte die Erde wieder her.

Andere Wilde am Laurenzflusse, und Missisippi machen

*) Die Reyangs auf Sumatra haben auch dergleichen malayischen und arabischen Wörter die Gott bedeuten, aber mit denen sie keine deutlichen Begriffe verbinden S. Marsden. S. 320.

chen folgende Erzählung vom Ursprung der Welt. Ein Weib stieg vom Himmel herunter. Sie blieb eine Zeitlang in der Luft schwebend und fand nicht, wo sie ihren Fuß hinsetzen konnte. Die Fische des Meers hielten Rath, wer sie zuerst aufnehmen sollte. Die Schildkröte both ihr ihren Rücken dar. Sie ließ sich darauf nieder. Der Schlamm des Meers setzte sich an die Schildkröte an. So entstand das Land Amerika. Es stieg hierauf ein Geist vom Himmel herunter, der das Weib schlafend fand, sie schwängerte, worauf sie 2 Söhne gebahr. Die beyden Brüder wurden unter einander uneins. Der eine war von einem rauhen Charakter und begegnete dem andern übel. Dieser stieg in den Himmel hinauf. Hier donnerte er oft, seinem Bruder seinen Zorn zu zeigen. Der Geist kam nachher zum zweytenmal, und schwängerte das Weib. Sie gebahr eine Tochter. Von ihr und dem Sohn der auf der Erde geblieben, ward die Erde bevölkert.

Man darf unter solchen Erzählungen nicht eben sinnreiche Allegorien suchen. Im Gegentheil sind sie für kindische Mährchen anzusehen, die die Einbildungskraft ausbreitet, obwohl nicht zu läugnen steht, daß sich manchmal Begriffe einmengen, die aus Ueberlieferungen kultivirter Völker entstanden. Hieher gehört gewiß die Sage deren Bedeutung sie wohl nicht verstehen können, daß ein Geist die Welt gemacht. Oder man müßte annehmen, daß sie eine sehr grobe sinnliche Verrichtung unter dieser

Erschaf-

Erschaffung verstünden. Die Neger in Guinea scheinen eine alte Allegorie ihrer Ahnen mißverstanden zu haben, wenn sie einer gewissen grossen Spinne, die sie Anansie nennen, die Schöpfung der ersten Menschen zuschreiben.*) Sollte ihr Wahnwitz so weit gehen, daß sie unter allen Fetischen, die sie verehren, gerade dieß Insekt auserseheu hätten ihm so wunderbare Tugenden zuzuschreiben, wenn sie nicht etwa einmal gehört hätten, daß der Schöpfer aus sich selbst alles hervorgebracht habe, eben so wie die Spinne aus sich den Stoff herauszieht den sie verarbeitet?

Daß übrigens die albernen Erzählungen der rohen Menschen vom Ursprung der Welt kindische Dichtungen und nicht weise Allegorien seyen, wird aus ihren Begriffen vom Weltall überhaupt wahrscheinlich. Die Grönländer z. B. glauben **) daß die Erde auf hölzernen Stützen ruhe, welche vor Alter so morsch wären, daß sie oft krachten. Sie würde nach ihrer Meynung längst eingefallen seyn, wenn ihre Angekoks nicht oft daran flickten. Alle himmlischen Körper sollen Grönländer gewesen seyn, oder auch Thiere die durch allerley Zufälle hinaufkommen, und nach Verschiedenheit der Speise, die sie genossen, blaß, oder roth glänzten. Die Planeten welche einander begegnen, sind Frauen die sich zanken. Die schiessenden Sternen

sind

*) Bosmanns Reise nach Guinea. S. 383.

**) Cranz Historie von Grönland 17 H. S. 294 – 296.

sind solche Seelen (Grönländer) die in die Unterwelt fahren, die dortigen Bewohner zu besuchen. Sonne und Mond sind zwey Geschwister gewesen. Malina (so hieß die Grönländerin) wurde bey einem Kinderspiel schändlicher Weise von ihrem Bruder verfolgt. Sie bestrich ihre Hände mit Lampenruß, und fuhr damit ihrem Verfolger über das Gesicht und die Kleider. Daher kommen die Flecken im Mond. Sie fuhr in die Höhe, und wurde zur Sonne. Ihr Bruder lauft als Mond noch immer um sie herum. Wenn er müde und hungrig ist, welches beym letzten Viertel geschieht, fährt er aus seinem Hause auf einem mit vier grossen Hunden bespannten Schlitten auf den Seehundsfang, und bleibt etliche Tage aus. Davon wird er so fett, als er im Vollmond erscheint. Er freut sich wenn Frauensleute sterben, und die Sonne hat am Tode der Männer ihre Freude. Daher halten sich diese bey Sonnen- und jene bey Mondsfinsternissen inne. Wenn eine Finsterniß ist, so geht der Mond in den Häusern herum Schaden zu thun und Eßwaaren zu erhaschen. Deßhalben verstecken sie alles. Und die Männer schlagen auf Kessel, um den Mond zu vertreiben.

Die Chiquiter in Paraguay glauben *) daß die Sonne und der Mond zur Zeit ihrer Verfinsterung von Hunden die in der Luft sich aufhalten, jämmerlich zerbissen worden

*) Dobrizhofer Geschichte der Apiponer. II. Thl. S. 107.

worden und daher die rothe Farbe derselben komme. Sie schiessen daher Pfeile in die Luft, die Hunde zu verjagen.

Nicht vernünftiger sind andrer Wilden Begriffe von den Göttern und der Welt. Dennoch haben sie und namentlich auch die Kamtschadalen eine Sage daß ein gewisser Geist den sie neben andern nennen, die Welt gemacht habe. Wie können sie aber entstanden seyn als aus verworrenen Vorstellungen von einer Art Zeugung, dergleichen bey den Thieren und Pflanzen statt findet; oder auch aus einer Ueberlieferung, die sie ihren kindischen Fabeln beymischen? Die Kamtschadalen sagen, daß der Gott Kutcha die Welt gemacht habe. Sie sprechen wohl diese Worte den Celten nach, von denen diese Sage auf sie kam. Ein schöner Weltschöpfer, den sie als einen dummen, tölpischen, unflätigen, viehischen Kerl beschreiben, der wie ein gemeiner Kamtschadale in Schlitten fahrt, und auf die Jagd geht, und dessen Geschichte voll schmutziger, schändlicher Anekdoten ist! *)

Eine Probe wie durch Entstellung der Religionsgeschichte gebildeter Menschen bey unwissenden Völkern eine abgeschmakte Mythologie entstehen kann, trift man in Adelungs natürlicher und bürgerlicher Geschichte von Californien

*) S. Stellers Beschreibung von Kamtschatka. 255—262.

fornien (einem Land das seit zweyhundert Jahren von Europäern besucht worden) hat folgende Erzählung von ihren Göttern und deren Schiksalen. Im Himmel wohnt ein mächtiger Herr, der Niparaja heißt. Er hat den Himmel und die Erde geschaffen. Wir können ihn nicht sehen, weil er keinen Körper hat, wie wir haben. Er thut alles was er will, und sorgt für alle Wesen. Unter den Einwohnern des Himmels hat es viel Kriege gegeben. Ein sehr mächtiger Mann Nahmens Wac oder Tuparan empörte sich wider den Niparaja und lieferte ihm ein Treffen. Niparaja jagte ihn aus dem Himmel, und sperrte ihn mit seinem Anhang in eine grosse Höle unter der Erde, wo er ihnen die Wallfische zu Wächtern gab, damit sie nicht entrinnen könnten. Einige Menschen auf der Erde hangen dem Niparaja an. Diese sind weis, gelehrig, leicht zu überzeugen und hören gern was die Missionare sagen. Andere hergegen folgen dem Tuparan. Diese sind Zauberer, nehmen mehr als einen Urheber der Welt an, u. s. w. Der Gott Niparaja hat mit seiner Frau Anaycoiondi drey Söhne erzeugt. Einer heißt Mensch (Quaayayp). Die Frau Anaycoiondi gebahr ihn auf den Bergen Acaragui. Er schlug seine Wohnung bey den südlichen Einwohnern des Landes auf, um sie zu unterrichten. Er hatte viel Leute in seinem Gefolge, die er mit sich im Lande herumführte. Endlich tödeten ihn die Einwohner, und sazten ihm eine Dornenkrone auf. Er ist tod bis auf den heutigen Tag. Aber er behält

seine ganze Schönheit, weil die Verwesung keine Macht über ihn hat. Er giebt immer Blut von sich. Er redt nicht weil er tod ist, hat aber eine Eule die mit ihm redt. — Ich trage kein Bedenken mit dem Verfasser diese Mythologie für eine Fabel zu halten, die aus dem schlechtgefaßten schon an sich schlechten Unterrichte der Missionare in diesem Lande entstanden.

Der rohe und unwissende Mensch ist geneigt, die Wesen die er nicht kennt eben so wohl oder noch eher für bösartig und feindselig als für gut und wohlthätig zu halten. Die natürliche Furcht vor Allem was nicht zur sichtbaren Welt gehört, die wir an allen die Gespenster glauben bemerken, trägt hiezu bey. Ueberdem glaubt er viel Uebel zu erfahren, deren Ursachen ihm nicht in den ihm durch die Sinne allernächst bekannten Dinge gegründet scheinen, und setzen sie daher in Wesen der Einbildungskraft. Zu solchen Uebeln sind allerley Krankheiten, Ungewitter, Stürme, und dergleichen zu rechnen, die er also ohn' alles Bedenken für Wirkungen böser unsichtbarer Kräfte erklärt. Das Nähmliche bemerken wir, wie bereits gesagt worden, bey den Verehrern der Fetischen. Diese halten zwar die Sonne für einen wohlthätigen Fetisch, da sie seine wohlthätigen Wirkungen empfinden. Hergegen scheuen sie sich vor dem Meer, den Flüssen, Bergen, Felsen, Thieren aller Art und selbst vor den Bildern und andern künstlichen Fetischen, die doch ihresgleichen Menschen selbst

gemacht haben, und sind geneigter von ihnen böses als gutes zu erwarten. Unter allen Arten dieses rohen Aberglaubens ist daher auch der Sonnendienst der unschuldigste, und derjenige mit welchem sich noch am leichtesten religiose Empfindungen vertragen.

Um also auf den Glauben an böse Dämonen zu kommen, so kann man wohl mit Recht sagen, daß er in der Welt so ausgebreitet sey, daß man ein Argumentum a Consensu Gentium die Existenz der bösen Dämonen zu erweisen, herleiten könnte, wenn diese Beweisart etwas taugte. Man darf nicht glauben, daß diese Annahm sich bloß auf vieler und fast aller alten Reisebeschreiber Versicherungen gründe daß die heidnischen Völker den Teufel ehren. Freylich wenn sie uns nichts weiter gemeldet hätten, so folgte hieraus nichts weiter als daß sie als Christen die unsichtbaren Wesen, welche dergleichen Völker (oft in häßlichen Bildern) ehren, und von denen sie Erscheinungen und Orakel vorgeben für böse Geister gehalten, weil sie auf ihren eigenen Geisterglauben nicht aber auf die Ideen der Dämonenverehrer Rücksicht nehmen, und nicht sowohl darauf sahen, was für Gedanken sich diese von den Objekten ihrer Verehrung machten, als was von diesen Wesen nach Lehrsätzen der christlichen Dämonologie in der That zu halten sey. Man kann aus den Beschuldigungen einiger ersten Christen die sie den Heiden machten, daß diese den Teufel (Διάβολον, κακοδαίμονα) anbethen, frey-

 lich

lich nicht folgern, daß diese in der That böse Geister unter dem Aesculap, Apoll u. s. w. verstanden. Sondern diese die nach ihrer Dämonologie über die Natur der griechischen und römischen Götter von denen sie sich einbildeten daß es wahre Intelligenzen wären, urtheilten, glaubten, daß da Apoll, Aesculap u. s. f. keine Engel, noch weniger der wahre Gott wären, es wohl Teufel seyn müßten. Denn eine andere Wesenklasse unter welche sie hätten gebracht werden können, war nicht übrig.

Nicht auf dergleichen schwankenden Angaben beruht die Behauptung, daß der Glaube und die Verehrung der bösen Dämonen sehr weit in der Welt verbreitet gewesen und noch sey. — Von halbkultivirten Völkern von deren Religionen zwar hier zu handeln noch nicht der Ort ist, ist sehr bekannt, daß viele derselben böse Gottheiten oder böse Intelligenzen glaubten. Die Römer hatten ihren Vejovis, die Aegyptern ihren Typhon, die Juden ihren Sammael, die Perser ihren Ahrimann. Die Peruaner glaubten einen bösen Gott den sie Kupay nannten und für den Urheber alles Bösen hielten.

Von den alten Sachsen wird gemeldet, daß sie einen Gott Tybilenus gehabt. Helmoldus berichtet von den Slaven folgendes: Sub nomine deorum boni scilicet & mali omnem prosperam fortunam a bono Deo, adversam a malo dirigi pofitentur. Ideo etiam malum

Deum

Deum sua lingua Diabol sive Zeerneboch id est nigrum Deum appellant*). Es ist richtig bemerkt worden, daß Diabol nicht das rechte slavische Wort sey, also der Text entweder interpolirt oder Diabol ein Beynahm des Zeerneboch gewesen, den die Slaven von den Christen entlehnt haben. Andere Nationen glaubten mehrere böse Geister — z. B. die nordischen Völker hatten in ihrer Mythologie den Fenris, die Schlange Jormundur, den Lock und die Riesen. Die Hindus stellen die Riesen meist als böse Wesen vor. Die Anhänger des Dalai-Lama glauben auch böse Geister die Krankheiten verursachen, welche sie durch gewisse Gebräuche zu besänftigen suchen. Die Chineser von der Sekte des Foe glauben 5 böse Geister, die den Menschen allerley Uebel zufügen.**)

Alle, ohne Zweifel, besonders auch die Chaldäer, Araber u. s. w. haben allerley böse Dämonen oder Gespenster geglaubt, die in der Luft, auf der Erde, unter dem Wasser sich aufhalten. Wir finden freylich nicht, daß alle Völker welche böse Gottheiten oder böse Geister überhaupt geglaubt, sie auch verehrt, das heißt, durch Opfer und Geschenke oder Bitten ihren Zorn abzuwenden gesucht haben. Wohl aber finden wir daß sie sich meist durch magische Künste vor ihnen in Sicherheit zu setzen

*) Chron. Slavorum Cap. 53.

**) Gentil nouveau Voiage autour du Monde. 2. Tom. 162, 63.

gesucht haben. Hernach von diesem unter den meisten Völkern bekannten zauberischen Glauben.

Ich komme auf den Dämonendienst wie er bey Menschen beschaffen ist, die noch auf tiefen Stuffen der Bildung stehen. Die Abiponer und andere Völker in Paraguay, Grönländer, Brasilianer, Chochimies in Californien, Einwohner der Fuchsinsuln, und die Reiangs auf Sumatra, die Chilianer, die Patagonen glauben böse Dämonen, und schreiben ihnen Theurung, Mißwachs, Ungewitter, Krankheiten aller Art zu. *) Von den Lappen meldet Hogström, daß sie einen bösen Gott Nahmens Parkel glauben, der dem guten Gott bey der Schöpfung manches Hinderniß in den Weg gelegt habe. Daher auch die Welt nicht so vollkommen geworden, (d. i. auch ihr **Lappland** kein so angenehmer Aufenthalt geworden, als es sonst hätte werden können.) Es ist merkwürdig, daß die Einwohner solcher kalten Länder sich über ihre Welt beklagen, aber nicht einerley Ursache ihrer Unvollkommenheit angeben. Denn die Kamtschadalen schreiben die Rauhigkeit ihres Lands der Dummheit ihres Gottes Kutcha (der sonst gut ist) zu. Die Kamtschadalen glauben einen bösen Gott Nahmens **Kanna**. Die Galibis in Guiana nennen den bösen Geist Hyorokan, die Arues heissen ihn Acuignao, die welche weiter im Land wohnen, nennen

ihn

*) S. Dobrizhofer, Cranz, Hennepin, Adelung, Marsden u. s. w.

ihn Anauh. Die Galibis nehmen viele Klassen böser Dämonen an. Der mächtigste ist Chinay von welchem sie sich einbilden, daß er die Menschen fresse, daß er sich von ihrem Fleisch nähre, ihnen das Blut aussauge, und ihnen allerley Krankheiten verursache. *) Die Karaiben nennen den bösen Geist Maboya. Sie bringen den bösen Geistern Opfer. Sie zerfleischen sich mit vielen Wunden, ihren Zorn zu stillen, und stellen ihnen zu Ehren Mahlzeiten an. **) Die Tscheremissen die im Laßanischen Gouvernement wohnen, verehren den bösen Gott Kiremet, dem sie in der Noth besonders in Krankheiten Pferde und Kühe schlachten, und in einem dickbelaubten Wald opfern. ***) Die Negervölker glauben böse Dämonen, denen sie in ihren verschiedenen Mundarten verschiedene Nahmen als Didi, Daausa u. s. w. geben. Die guineischen Neger stellen oft Feste zur Verjagung der bösen Geister, denen sie Krankheiten und andere Uebel zuschreiben, an. Nach ihren Meynungen werden auch die abgeschiedenen Seelen böse Geister, plagen die Lebenden im Schlaf, schrecken sie durch Erscheinungen und Gepolter u. s. w. Sie nehmen auch an daß der böse Geist die abgeschiedenen Seelen der bösen Menschen hindere zu Gott oder auch

 an

*) Reise nach Guiana von Barere. Bouguer und Condamine.

**) Histoire Naturelle, & Morale des Isles Antillos. S. 118. f. f. Sie bilden sich ein, daß sie von den bösen Geistern zuweilen geschlagen und gequält würden.

***) Rytschkow Tagebuch über seine Reise u. s. w. S. 84.

an einen guten Ort zu kommen. Diese Nachrichten hat Oldendorp von Negern eingezogen mit denen er umgegangen. Bosmann bestätiget nebst vielen andern eben diese Nachrichten. Unter andern meldet er auch, daß der Teufel einiger guineischen Neger ein Riese sey, dessen eine Seite verfault sey, daß er durch sein Berühren einen plötzlichen Tod verursache u. s. w. *)

Die allgemeinen Wirkungen dieses Glaubens, daß es übelthätige Geister oder Dämonen giebt, können in keiner Absicht wohlthätig seyn, da er die Gemüther mit Furcht und Besorgnissen vor physischen Uebeln erfüllt, aber nicht den Abscheu vor dem Laster verstärckt. Dagegen sind diese Meynungen im Stand der Unwissenheit wie überall nicht wenig nachtheilig, und so wohl der äusserlichen Wohlfahrt als der Sittlichkeit schädlich.

Man hat die Dämonenlehre der rohen und barbarischen Völker im nördlichen Asien Schemanismus (Schamanenreligion) genannt, weil der Kultus der Dämonen bey ihnen eine blosse Magie oder Zauberey ist, deren Ausübung eine Kunst ist, die erlernt werden muß. Da nun aber nicht alle sie lernen können — so kann die Gemeinschaft mit den Dämonen anders nicht als durch gewisse Personen die diese Kunst lernen, (und in Sibirien Schamanen

*) S. 193.

manen heissen) unterhalten werden. Auch bey den Völkern die die Fetische verehren, giebt es solche Personen, denen vorzügliche Wissenschaft von der Natur der Fetische und dem ihnen gebührenden Kultus die Anbether solcher Gottheiten zu bedürfen meinen, um von den Fetischen zu erlangen was sie wünschen. Von der Kunst des Fetißers und Schamanen fängt sich überhaupt die eingebildete Geschiklichkeit gewisser Menschen an Mittler und Stellvertretter zwischen der Gottheit und ihrer Mitbrüder zu seyn. Die Ueberredung daß es eine solche Menschenklasse gebe, ist der ächten Religion immer unter jeder Gestalt, die diese Menschenklasse nur annehmen konnte, mehr nachtheilig als nützlich gewesen — Doch ist sie auf den tiefen Stuffen der Unwissenheit ganz unnütz und durchaus schädlich gewesen, weil hier die Priester der Gottheit, wenn man ihnen diesen ganz unpassenden Titel geben will, nichts anders waren, und sind, als Gaukler, Zauberer, oder eigentlich zu reden Visionairs und Betrüger, wahrscheinlich das letzte weit öfters als das erste.

Nachdem ich von demjenigen Aberglauben, den ich Dämonolatrie nenne, einige Erläuterungen gegeben, untersuche ich, wie seine Wirkungen auf die Sittlichkeit und Glückseligkeit beschaffen sind.

Man kann schon bey diesem Götzendienst, so wie auch bey dem Fetischismus zum Theil die der Sittlichkeit

und Wohlfahrt nachtheiligen Folgen bemerken, die der Polytheismus gebildeter Völker, und selbst der Monotheismus in seiner unvollkommenen weniger reinen Gestalt mit sich führt. Doch unter diesen Folgen will ich nur die bemerken, welche diesem Aberglauben vorzüglich eigen scheinen, und sich auf höhern Stuffen der Bildung nicht mehr und stärker äussern.

1. Der Verehrer der Dämonen erwartet und bittet von seinen Gottheiten das Gute (was er nähmlich dafür hält) und befürchtet von den bösen alle Uebel, schreibt sie auch einzig ihnen zu. Er denkt auch, je zuversichtlicher er sie erwartet, desto weniger darauf die Mittel zu ihrer Erlangung oder die Mittel zur Abwendung der Uebel zu gebrauchen, die in seiner Gewalt stehen. In Krankheiten werden daher Beschwörungen, Opfer, Zaubermittel, den Arzneyen vorgezogen. Unbekannte Dinge die er zu wissen nöthig hat sucht er vom Zauberer zu erfahren. Soll eine Uebelthat entdeckt werden, so erwartet er in dummem Vertrauen auf ein Wunder von einem geweyhten Tranck, von einer angestellten Feuer- oder Wasserprobe die verlangte Offenbarung. Ist in seiner Oekonomie ein Fehler, so untersucht er ihn nicht, sondern bringt, um Segen in seiner Haushaltung zu haben, seinem Gott oder Jongleur ein Geschenck.

2. Unter dem Vorwand der Gemeinschaft mit den Gott-

Gottheiten verübt der Jongleur (Fetisser, Schaman) Betrügereyen. Der Einfältige der diese Gottheiten ehrt, ist das Opfer derselben.

3. Der Glaube an schwarze oder schädliche Magie heiliget nicht allein in den Augen derer, die so boshaft sind, sie auszuüben, allerley übelthätige Handlungen, als die wie sie dafür durch Hülfe mächtiger verehrungswürdiger Wesen ausgeübt werden. Sondern da die schwarze Magie sehr oft ein eingebildetes Verbrechen ist, so entsteht daraus alles Unheil, das in Europa besonders unter kultivirten Völkern der Glaube daß es Hexen gebe, verursacht hat.

Wir finden bey den wilden und barbarischen Völkern bereits ja eben sowohl als bey den halbgebildeten und gebildeten Völkern des Alterthums alle Arten von Wahrsagerkünsten. Man findt auch die Ordalien als Mittel Verbrechen zu entdecken eingeführt — Daß die Wahrsagerkünste unter gesitteten Völkern mit einem weitläufigern Ceremoniell verbunden waren, verändert im Wesen der Sache nichts. Die alten barbarischen Völker trieben besonders zum Theil die Wahrsagung aus den Eingeweiden der Opfer ja gar der erschlagenen Feinde selbst, aus dem Flug, und den Geberden der Vögel. Bey den Negern, Tartern, Sibirischen Völkern findt man auch die Kunst, aus dem Wasser, dem Feuer, aus Zeichen in Ringen, im geschmolzenen Metall u. d. gl. zu wahrsagen. Man

findt

findt bey ihnen die Looswahrsagung, die Wahrsagung aus den Eingeweiden, die Nekromantie, *) die Chiromantie, besonders ist die Zaubertrommel in Norden ein allgemein bekanntes Instrument die Divinationskunst auszuüben, und in Grönland, Lappland und ganz Sibirien gebräuchlich. Der Gebrauch der Ordalien der in mittlern Zeiten bey kultivirten Europäern dennoch eingeschränkt war, ist bey Negern und Kalmücken üblich.

Die unter unwissenden Menschen herrschende Meynung, daß die Krankheiten, und andere physische Uebel von bösen Geistern allein herkommen, ist Ursache, daß der rohe Mensch den Augenblick zu Opfern, Beschwörungen, und andern Zaubermitteln Zuflucht nimmt, wenn ihm irgend ein Uebel zustößt. Von den Völkern die den Dämonen gar keinen Dienst noch einige Verehrung erzeigen, bis zu denen welche einen sehr weitläufigen Kultus haben, finden wir durchgehends diese Künste böse Geister zu verjagen, zu verhindern, daß sie nicht Schaden thun, und die von ihnen herrührenden Uebel durch geheimnißvolle Mittel zu heben. Die Meynung, daß böse Dämonen Ursache

*) Bey den Abiponern einem sehr dummen Volk, das sogar keinen Gottesdienst hat, wird sie getrieben. Wenn man die Ankunft oder Nähe der Feinde zu erfahren wünscht, so erhält ein Zauberer den Auftrag eine Seele eines Verstorbenen herauf zu bannen. Der Zauberer singt einige Verse her. Alsdann glaubt man daß sie erscheine. S. Dobrizh. 2. Th. S. 96.

ache aller physischen Uebel sind, war von jeher und ist gegenwärtig sehr weit in der Welt verbreitet. Der rohe Mensch, der nicht begreift, daß der Saamen des Todes und der Zerstörung im Körper des Menschen liegt, und jede Krankheit eine Zerrüttung der Körpermaschine aus einer innern oder äussern Ursache ist, und überdem von allen Erscheinungen lauter solche Ursachen annimmt, die im Kreis seiner gemeinen Erfahrungen liegen, oder seinen groben Sinnen oder seiner Phantasie vorstellbar sind, glaubt daß Krankheit etwas Substanzielles ist, welches der Arzt aus dem Körper saugen kann. Gesundheit etwas Substanzielles, welches der Arzt aus seinem Körper herausdrücken und dem Kranken geben kann.*) Er der von Ursachen der Krankheiten die heftig und gewaltsam wirken, und dennoch innerlich sind, nichts weiß, noch zu begreifen vermag, hält die Epilepsie, den Alp, die Wuth für das Werk eines menschenähnlichen Wesens, das den Kranken die Glieder verdreht, sich auf sie legt, sie knipt und schlägt. Er bildet sich ein die Kolick, das Gliederreissen, die übrigen Krankheiten der innern Theile die mit lebhaften Schmerzen verbunden sind, rühren von Scherben, Nägeln, oder dergleichen Sachen her, die im Körper verborgen seyen, und ohne Zweifel durch Künste böser Geister hineingebracht worden. Diese Einbildung beherrscht nicht bloß die Wilden, sondern auch den Europäischen Pöbel

*) Solche Manövern machen die Aerzte der Wilden, z. E. die Jongleur in Guiana.

Pöbel selbst. Wenn auch der Mensch weiter im Nachdenken gekommen, und einsehen gelernt hat, daß die Krankheiten Folgen der physischen Kräfte sind, die sich oft sehr leicht wahrnehmen lassen, und daß der Körper eben sowohl in seinen Verrichtungen sich selbst hindern oder von Einflüssen äusserer Dinge gehindert werden kann, als eine Maschine, u. s. w. so werden doch grosse schnellwirkende ausserordentliche Uebel, deren Ursachen keine Aehnlichkeit mit uns bekannten Kräften zu haben scheinen, z. E. Pest, Epilepsie, Raserey, der Schlag, und ausserordentliche, seltene Krankheiten noch immer den Geistern zugeschrieben. — Aus den nähmlichen Ursachen schreibt der unwissende Mensch den Hagel, die Stürme, und Donnerwetter Geistern zu. Hier hat er auch noch mehr Entschuldigung vor sich. Es ist ihm nicht zu verdenken wenn er unvermögend ist, etwas von der grossen chymischen Werkstadt der Natur, und den Gesetzen nach welchen ein solcher verfahren wird, zu ahnden. Wie kann ihm wohl der Hagel und Blitz etwas anders scheinen, als das Wurfzeug eines erzörnten Dämons, oder wie kann er den Sturm und das Erdbeben für etwas anders halten, als die Wirkung einer bösen Gottheit? *)

Die Mittel zu denen er Zuflucht nimmt, sich wider solche

*) Z. E. Die Karaiben halten den Donner für die Stimme des Maboya. Die Kamtschadalen meynen, daß wenn es blitzt der Billukai Feuerbrände aus seiner Wohnung herauswerfe.

solche Uebel zu verwahren, sind seiner Sphäre angemessen. Oft glaubt er durch Schelten, Lärmen, Schläge und grobe schimpfliche Behandlung die böse Gottheit verjagen zu können. Oft und zwar weit öfters findt er sich durch Opfergaben und Geschenke mit ihr ab. Oder er bedient sich der Hülfe eines ihm günstigen Geistes wider den Andern, und dient dem einen um Schutz und Beystand wider den Andern zu erlangen.

Zu allen diesen Bemerkungen finden wir hinlängliche Beläge in der Geschichte des Aberglaubens der sammtlichen Völker des Erdbodens die mit den Dämonen oder unsichtbaren menschenähnlichen Wesen in Verhältnissen zu stehen sich überreden, durch welche sie zu gewissen Gebräuchen und Handlungen sich verpflichtet und genöthiget glauben.

Die Abiponer nach Dobrizhofer glauben daß ihre Keebelober, Zauberer, Krankheiten verursachen, und vertreiben, das Zukünftige offenbaren und die Elemente beherrschen können — alles dieses sollen sie wegen ihrer Gemeinschaft mit den Geistern können. Diese Geister halten sie ohne Ausnahm für böse Wesen. Aehnliche Meynungen findt man bey andern Völkern in Paraguay. Dobrizhofer sagt daß alle Nationen in Paraguay ihre Schwarzkünstler haben. *)

Von

*) Dobrizhofers Geschichte der Abiponer. 2. Th. S. 116. 117. 91. ff.

Von den grönländischen Wahrsagern oder Angekoks erzählt Cranz folgendes: Ein Grönländer der ein Angekok werden will, muß sich eine Zeitlang in der Einsamkeit mit Betrachtungen beschäftigen, und den Torngarsuk oder Geisterfürst um Zusendung eines Torngak oder Dämons anrufen. Dabey muß er fasten, und so seine Einbildungskraft in Feuer setzen. Alsdann schweben ihm allerley Bilder von Gespenstern vor. Er fährt seiner Einbildung nach in die Welt der Seelen, lebt wieder auf und bekommt seinen Spiritus familiaris oder Torngak. Er citirt diesen Torngak oft, bespricht sich mit ihm, erfährt von ihm das Zukünftige. Oft fährt er in die Geisterwelt zum Torngarsuk, und zur Höllengöttin. Er hohlt den Kranken eine neue Seele, damit sie genesen. Er befreyt die Thiere, welche in der Unterwelt von dem neidischen weiblichen Dämon gefangen gehalten werden, wenn die Grönländer in ihren Jagden nicht glücklich sind. Er fragt den Torngarsuk was für Mittel wider Krankheiten zu gebrauchen, wo man Seehunde finde u. d. gl. Die Angekoks fangen auch gewisse Gespenste, die in der Luft herumflattern, und zerreissen sie, weil solche Gespenste die Seehunde und Vögel verscheuchen, und den Grönländern schlechte Vogelјagden, und wenig ergiebende Seefahrten bringen. Sie blasen auch die Kranken an, und geben ihnen dadurch wie die Grönländer meynen, ihre Gesundheit wieder.*)

Von

*) Cranz Historie von Grönland, 1. Th. S. 263 268—71.

Von den Galibis in Guiana wird erzählt, daß sie Zauberer haben, die zu dieser Würde nicht anders als nach harten Prüfungen die man sie ausstehn läßt, gelangen können. Sie müssen sich schlagen, geißlen, und durch Hunger und Durst quälen lassen. Die Zauberer in deren Orden sie aufgenommen werden, lassen sie endlich gar 2. Maß Tabaksaft austrinken. Kommen sie mit dem Leben davon, so werden sie aufgenommen. Diese Zauberer geben vor daß sie einen dienstbaren Geist haben, durch dessen Hülfe sie wunderbare Dinge verrichten. Wenn sie zu Kranken gerufen werden, so streichen sie den Leib des Kranken mit beyden Händen, schlagen alsdann die Hände zusammen, und blasen in die flache Hand, als ob sie den Teufel aus dem Leib des Kranken verjagten. Eine ihrer Kurarten ist auch diese: Es wird für den Zauberer eine besondere Hütte errichtet. Er ist mit einer Kürbisflasche versehen, die mit allerhand Figuren bemahlt ist. Sie ist voll Körner von denen er vorgiebt, daß es die Saamen der Krankheiten sind die er aus den Leibern der Kranken gezogen hat. Er singt, pfeift, ahmt allerley Stimmen nach, gleich als ob Geister mit ihm redeten. Oft lauft er herum und klopft an die Hütten der Indianer an als ob der böse Geist herumliefe. — Bey einigen ist folgender Gebrauch: Sie machen aus einem sehr weichen, elastischen Holz ein Bild mit grossen Klauen, und einem langen Schwanz. Sie nennen es Anen-Taha, das Bild des bösen Geistes. Sie beschwören das Bild,

schlagen es, und reden ihm zu, daß der Dämon aus dem Kranken fahren soll — Sie sagen alsdann dem Kranken, der Geist wolle Messer, Spiegel und dergleichen Geschenke haben. Ausserdem würde er nicht ausfahren. *)

Die Karaiben sind wegen ihrer kunsterfahrnen Zauberer besonders bekannt. Ihre Boyers oder Zauberer werden besonders um folgender Ursachen willen um ihre Hülfe angesprochen: 1. wenn sie sich an jemand rächen, und ihm ein Uebel zufügen wollen. 2. Wenn sie die Quelle einer Krankheit zu erfahren, und davon befreyt zu werden wünschen. 3. Wenn sie den Ausgang eines Kriegs erfahren wollen. 4. Um die Hülfe der guten Geister wider den Maboya anzuflehen. Sie sind der Meynung, daß jeder Zauberer seinen Geist habe, den er durch Gesang und Anzündung einiger Tobakblätter ruft, daß dieß an einem finstern Ort geschehen müsse, daß die Dämonen der Boyer manchmal wenn mehrere zugleich citirt werden, sich zanken, und einer die Schuld dieses oder jenes Unfalls auf den andern werfe. Sie glauben daß die Geister in tod'e Leichnahme fahren und aus dem Mund derselben Antwort ertheilen. Diese Leichen werden in Baumwolle eingewickelt. Sie glauben auch daß die Dämonen in Weiber fahren, und aus ihnen reden. **)

Wenn

*) S. Des Barrere, Bouguer und Kondamine, Reise nach Guiana.

**) Diese Meynung haben sie also mit den halbcivilisirten Völkern gemein, die an Bauchwahrsagerinnen glaubten.

Wenn die Dämonen citirt werden, so werden ihnen Gefäße mit Speisen und Getränken vorgesezt. Die Boyer sagen daß sie diese Geister sehen, und sie schmazzen hören als ob sie von den vorgestellten Speisen äßen, daß sie auch dessenwegen was man sie fragt, vernehmliche Antworden ertheilen. Die Karaiben mahlen und schnizzen auch die Figuren ihrer Geister an dem vornehmsten Theil ihrer Pyroguen, und tragen dergleichen Bilder am Leib, um vor den Beleidigungen der bösen Geister sicher zu seyn. Sie opfern auch den Geistern die Erstlinge ihrer Früchte und ihr Vieh, und stellen ihnen zu Ehren Mahlzeiten an.*) — Nach Dapper machen die Wahrsager in diesem Lande nach der Weise der Zauberer gesitteter Völker einen Kreiß mit magischen Charaktern wenn sie das Künftige zu wissen verlangen, murmeln allerley unverständliche Worte her, machen scheußliche Gebährden und erwarten so die Antwort ihres Geists. In der alten Welt ist wohl kein Volk der Zauberkünste wegen so berühmt als die Lappen. Zu einem Beyspiel was für eine Beschaffenheit es mit der Zauberey der Dänischen Lappen habe, so fern diese eigentlich das Mittel der Gemeinschaft mit den Gottheiten ist, mag Kund. Leems Nachricht, die sehr zuverläßig scheint, dienen.*)

J 2 Die

*) S. unter andern auch die Histoire naturelle & morale des Isles Antilles de l'Amerique. S. 413—33.

**) S. 236. f.

Die Zauberer wurden, so oft eine Reise vorgenommen werden sollte, oder so oft die Lappen auf die Jagd oder den Fischfang ausgehen wollten, auch wegen Krankheiten u. s. w. ersucht, die Geister um Rath zu fragen. Sie bedienten sich zu dieser Verrichtung einer Trommel die mit Figuren bemahlt war, die K. weitläufig beschreibt. Wenn er wegen eines Kranken den Gott fragen sollte, that er als ob er zu seinem familiaren Geist sagte, er soll die Geister hohlen, die zur Handlung nöthig wären. Noch mußten bey der Ceremonie ein paar Weiber, ein Mann, und ein junges Mädchen gegenwärtig seyn. Die erscheinenden Geister waren nur dem Zauberer sichtbar. Der Zauberer machte allerley Gauckelpossen, nahm Branntwein, machte mit einer Art allerley Kabriolen, warf sich nieder und stellte sich tod. Da glaubte man dann, daß er in die Unterwelt, oder auf die heiligen Berge fahre, die Götter zu fragen. Während der Ekstase redeten die Weiber von ihm, fragten: wo er jez wohl seyn möge, nennten etwa irgend einen heiligen Berg; da bewegte dann der Zauberer den Fuß, oder die Hand, wenn er zu verstehen geben wollte, daß sie den rechten getroffen. Die Weiber fangen einen Gesang, während dem erhohlte er sich, erzählte mit leiser Stimme was er gehört habe, that den Ausspruch an welchem Ort, und was für ein Opfer der Kranke darbringen sollte, und in welcher Zeit er wieder genesen würde. — Von den übrigen Bewohnern Lapplands werden ganz ähnliche Dinge erzählt. Kein Volk

der

der alten oder neuen Welt ist gefunden worden, welches die Geister verehrt, und gleichwohl ihre Gemeinschaft durch keine magische Künste gesucht hätte. Die sibirischen Völker sind vor andern wegen ihrer Schamans, oder Zauberer berüchtigt. Von ihrem zauberischen Kultus hat Gmelin besonders in seinen Reisen durch Sibirien die er in den Jahren 1733—43. anstellte, an vielen Stellen Nachrichten gegeben, von welchen ich einige zur Bestätigung der oben gemachten Bemerkungen auszeichnen will.

Gmelin meldet in seinen Reisen durch Sibirien, daß er einen Kam in dem tatarischen Dorfe Gadawa folgende Künste habe machen sehen. Er rührte seine Zaubertrommel, machte fürchterliche Geberden, brummte zuweilen wie ein Bär, lief wie rasend hin und her, und verkehrte die Augen als ob er von Sinnen wäre. Er versicherte, daß er sich so dabey benehme, wenn er künftige Dinge vom bösen Geist zu wissen verlangte, oder zu erfahren wünschte, ob jemand von einer Krankheit genesen würde, u. d. gl. Er gab vor, der böse Geist erscheine auf seine Beschwörungen und zwar von der Abendseite her in Gestalt eines Bären, und offenbare ihm, was er zu wissen verlange. Zuweilen aber werde er grausam von ihm gequält selbst im Schlafe. Die Tatarn versicherten auch, daß er oft plötzlich im Schlafe auffahre, und jämmerlich schreye. Als er befragt ward, warum er sich nicht lieber zu Gott wende, sagte er, dergleichen

Leute als Er und seine Gemeine wüßten nichts von Gott, als daß er Gutes thue auch denen die ihn nicht darum bitten. Deßwegen brauchten sie ihn nicht anzubethen, wohl aber hätten sie Ursache den bösen Geist zu verehren, damit er ihnen nicht schade, weil er doch mit nichts anders umgienge, als den Menschen böses zu thun. — Eben dieser Schriftsteller meldet, daß bey den Tungusen die Zauberer vorgeben durch Schlachtung eines Hammels einen Kranken gesund zaubern zu können — Sie fodern wie er meldet, im Nahmen des bösen Geists ein Pferd oder ein anders Thier, und verzehren das Fleisch desselben selbst. — Bey den Jakuten herrscht derselbe Aberglaube. Sie glauben z. B. daß der Teufel zuweilen die Seele eines Menschen stehle, der alsdann tödlich krank werde. Die Zauberer geben sich alsdann Müh sie wieder zu bekommen. Man verheißt dem bösen Geist ein Thier das ihm geopfert wird, wofern der Kranke geneßt. — Die Jakuten nehmen viele böse Wesen an, die männlichen und weiblichen Geschlechts sind, und verschiedene Familien formieren. Einige Familien schaden dem Vieh, einige den erwachsenen Menschen, andere den Kindern. Einige wohnen in den Wolken, andere tief in der Erde. Eben so ist es mit ihren Göttern beschaffen. Eine Gattung derselben nimmt sich des Viehs an. Die andere giebt eine gute Jagd. Eine dritte beschützt die Menschen u. s. w. Sie wohnen alle sehr weit oben in der Luft. Je älter ein Schaman ist, jemehr weiß er Nahmen von

Teufeln

Teufeln und Göttern. Wenn ein Schaman einen Dieb anzeigen soll, so ruft er alle böse Dämonen und fragt sie darum. Diese lieben zwar ihre Gemächlichkeit zu sehr, als daß sie zu ihm kommen sollten, er fährt daher zu ihnen nach ihren Wohnungen. Die Luftteufel sollen Wohnungen haben, die den russischen Schwarzstuben gleichen. Die Erdteufel sollen dergleichen wie die Jakutischen Jurten haben. Wenn aber ein Jakute erkrankt, wird erst eine Gottheit gefragt, welcher Teufel die Seele des Kranken gestohlen habe. Wenn ein Jakute etwas von einem Gott begehrt, sucht er einen Vorrath Pferdemilch zu bekommen, und ladet den Schaman ein. Dieser stellt sich ein, ruft einen Gott nach dem andern an, und so oft er einen Gott nennt, nimmt er mit dem Löffel etwas gesäuerte Pferdemilch aus dem Topf, und sprizt dieselbe gerade in die Höhe. Da der Schaman zweifelt daß die Götter an einem Trunk genug haben werden, ruft er zum andern und drittenmal eben diese Götter herbey, und fütert sie auf gleiche Art. u. s. w. Man kann noch weit mehrere und ausführlichere Nachrichten von diesen Zaubereyen der Schamanen in diesem Werke finden. Der V. brachte von verschiedenen Schamanen das wörtliche oder stillschweigende Geständniß heraus, daß sie Betrüger seyen.

Von der Neger Zauberischem Kultus sind alle Reisebeschreibungen der Missionare voll. Ich zeichne etwas zur Probe aus. Die Priester der Negervölker schreiben

einzelnen Personen oder der ganzen Nation willkührliche got-tesdienstliche Uebungen vor, welche auch pünktlich beob-achtet werden; denn der Priester droht dem Uebertretter seiner Verordnungen mit der unfehlbaren Todesstrafe. So befehlen sie z. B. gewissen einzelnen Personen, oder Familien, gewisse Tage zu feyern, und an denselben den Göttern Opfer von Thieren, oder von Früchten der Erden zu bringen. Sie verbiethen ihnen auch diese und jene Speisen z. E. geräuchertes Fleisch, Hühner u. d. gl. Bey Krankheiten, bey Feldzügen, und andern wichtigen Angele-genheiten wollen die Neger durch ein Orakel den Ausgang erfahren. Die Amien-Neger bringen in dergleichen Fäl-len dem Priester ein ganz weisses oder ein ganz schwarzes Schaf, welches dieser opfert, und dessen Blut über ein grosses Gefäß sprengt, worauf er die Antwort auf die ihm vorgelegte Frage ertheilt. Wird ein Neger auf der Küste von Fida (oder Whida) krank, so läßt er durch den Priester die Schlange fragen, ob seine Krankheit von Zau-berey oder von Gott komme? Bey der Antwort die er er-hält, wird ihm zugleich ein Mittel angewiesen, durch dessen Gebrauch er genesen würde. Ist aber die Krank-heit zum Tode, so bekömmt er die Nachricht, daß ihm kein Mittel helfen könne. Auch ungefragt offenbart die grosse Schlange der Priesterinn einen bevorstehenden Krieg, und den Ausgang desselben, auch Theurung und Miß-wachs — So stellen die Neger selbst die Sache vor — Was es aber mit diesem magischen Kultus der

Götter,

Götter, Dämonen und Fetische vor eine Bewandtniß habe — und wie sehr sie Opfer ihres Aberglaubens werden, davon kann man sich aus folgenden Nachrichten vom Dienst der Schlange auf der Küste von Whida einen Begriff machen.

Es sind viele Häuser im Lande herum zur Verehrung der heiligen Schlangen bestimmt. In diesen ist eine Priesterin die sich von den Opfern die der Schlange gebracht werden, erhält, und auf die Fragen ihrer Anbether mit leiser Stimme antwortet. Das vornehmste Schlangenhauß liegt 2 deutsche Meilen von dem Flecken des Königs Sabi, in dasselbe schickt der König sehr grosse Geschenke von Geld, seidenen Stoffen, Vieh, und andern Waaren. Solche Opfer fordern die Priester so oft, daß der König es zuweilen müde wird. Sie setzen ihrer Habsucht keine Gränzen. Jährlich, und auch bey ausserordentlichen Gelegenheiteu als bey grosser Dürre oder Nässe, Pest, Hunger u. s. w. werden Processionen zu ihren Ehren gehalten. Jährlich an gewissen Tagen, werden die schöne Mädchen, die sich ausser ihren Wohnungen betretten lassen, aufgefangen und in ein Schlangenhaus gebracht, wo sie bezeichnet, (tätowiert) und wenn sie mannbar geworden, mit der Schlange verheyrathet werden. Die Priester fordern für die Unterhaltung derselben ein ansehnliches Kostgeld, und befriedigen zugleich ihre Lust. Noch eine andere Hülfsquelle haben sie, ihre Einkünfte zu ver-

 mehren.

mehren. Sie geben vor, daß die Schlange den Weibern und Mädchen eine gewisse Art von Tollheit zuschicke, von deren Heilung nur sie das Geheimniß wüßten. Sie bereden daher dergleichen Weiber und Mädchen deren Eltern ihnen nicht zu arm scheinen: oder die nicht häßlich sind, sich wahnsinnig zu stellen, vermögen sie auch durch harte Drohungen, das Geheimniß nicht auszuplaudern. Diese tollgeglaubten Mädchen werden alsdann in ein besonders Hauß gebracht, wo sie verpflegt werden. Nach einiger Zeit werden sie heimgelassen, und die Eltern müssen für Kost und Kur bezahlen, was gefordert wird.

Die Priester treiben nicht mit Orakelsprüchen und Consiliis medicis allein, sondern auch mit Fetischen Handel, die sie verkaufen, sie gehen gar so weit vorzugeben, daß ein gewisser Priester tief im Lande wohne, der alles vergangene und künftige weiß, dem die ganze Natur zu Gebothe steht, der Wetter erwecken, Krankheiten wem er will, senden, und auch heilen kann. Dieser Priester soll sogar die abgeschiedenen Seelen richten. Wenn sie böß gelebt, schlägt er sie mit einer Keule tod, (welches der zweyte Tod ist, auf den keine Auferweckung mehr folgt.) Wenn sie wohl gelebt, so schickt er sie an einen glückseligen Ort.

So ist der magische Aberglaube beschaffen, und solche Früchte trägt er! Nicht nur wird der Abergläubische

ein

ein Opfer seiner eigenen thörichten Meynungen, verliert seine Gemüthsruhe, lebt immer in Furcht vor bösen eigennützigen Gottheiten die Geschenke von ihm alle Stunden zu erpressen bereit sind, die ihm alle Wohlthaten theuer verkaufen, die einen harten Frohndienst von ihm fordern. Er ist auch in der Gewalt listiger Betrüger, die unter den rohesten Völkern ihre Rolle mit weniger Feinheit und grösserer Unverschämtheit spielen, und mehr als selbst die Bonzen Derwischs, Telapoinen, Fakirs, Mönche und wie die Leute alle heissen, das Mark und Fett des Lands verzehren, und ihre Habsucht und Wollust auf Kosten der Abergläubigen sättigen.

Noch kann ich eine Folge des so weit verbreiteten Glaubens an Zauberey bey rohen Völkern nicht mit Stillschweigen vorbeygehen. Die bösartige Zauberkunst, oder schwarze Magie wird von rohen Völkern bereits von jener andern unterschieden, die in der Absicht Böses abzuwenden, und Gutes zu erlangen, ausgeübt wird. Die welche derselben wegen verdächtig sind, werden nicht weniger gehaßt, und verfolgt, als die Zauberer und Hexen bey christlichen Völkern.

Wenn unter den Karaiben jemand stirbt, befragt man die Zauberer, wer am Tod desselben Schuld sey, d. i. wer ihn durch Zaubermittel verursacht habe? Der welcher nun angegeben wird, wird mit aller Rache verfolgt,

folgt, und umgebracht. *) Die Abiponer schreiben alle Krankheiten und Todesfälle, von Wunden ausgenommen, den Hexenkünsten zu. Die Kranken und ihre Freunde ruhen nicht bis sie sich an denen die sie im Verdacht haben, gerochen, und sie ermordet haben. **) Von den Folgen dieses Aberglaubens bey den Grönländern berichtet Cranz folgendes: Ihr Hexenproceß ist sehr kurz. Wenn eine alte Frau oder eine Mannsperson ins Geschrey kömmt, daß sie hexen kann, woran sie jedoch selbst Schuld ist, weil sie sich mit allerley Gaukeleyen, und Quaksalberkuren abgiebt, so darf einem Manne nur seine Frau, oder ein Kind sterben, oder seine Pfeile dürfen nur nicht treffen, oder die Flinte versagen, so wird von einem Angekok die Schuld auf eine solche arme Person geschoben. Hat diese alsdann keine Anverwandten, die sich ihrer mit Nachdruk annehmen können, so wird sie von allen Leuten auf dem Lande gesteiniget, ins Wasser gestürzt, oder in kleine Stüke zerschnitten. Ja man hat Beyspiele daß ein Mann seine eigene Mutter oder Schwester in einem solchen Falle im Angesicht aller Leute im Hause erstochen, und niemand ihm darüber einen Vorwurf gemacht hat. Sind aber nahe Anverwandten einer auf diese Art ermordeten Person vorhanden, so giebt es eine langwierige Mordgeschichte. Oft stürzen sich auch solche arme Personen wenn

*) Histoire naturelle des Antilles an den angeführten Stellen.

**) Schrekliche Beyspiele dieser Rache erzählt Dobrizhofer.

wenn sie sich nicht mehr retten können, in die See, damit sie nur nicht zerstümmelt, und den Raben zum Raub werden.*)

Dergleichen schwarze Magie ist auch bey den Lappen bekannt. Sie glauben, daß einige Zauberer und Hexen einen Dämon in einer Fliegegestalt in einer Tasche verschlossen haben, und ihn, wohin sie wollen, senden, um Schaden zu thun. Andere sollen Pfeile von Bley durch magische Künste verfertigen, und durch Abschiessung derselben wenn sie wollen, töden können. Von den Negervölkern ist ebenfalls bekannt, daß sie an Hexenkünste glauben, und daher die welche sie im Verdacht haben daß sie diesen oder jenen Tod gehext, gerichtlich verfolgen und zum Tod bringen, oder heimlich ermorden. Oldendorp meldet hievon folgende Umstände: Wenn bey den Kanga-Negern der Priester an einer Leiche Merkmale findet, woraus er zuverlässig schließt, daß der Tod eine Wirkung der Zauberey oder des Gifts sey, und der Thäter nicht bekannt ist, so fällt der Verdacht auf die Nachbarn des Verstorbenen. Und um den Schuldigen darunter auszufinden, müssen sie alle die Probe des Reinigungs-Tranks aushalten.**) Bey den Mangree-Negern wird

*) Cranz Historie von Grönland 1. Th. S. 250.

**) Oldendorp meldet von diesen Ordalien der Neger folgendes: Hat ein Ehmann den Argwohn, daß ihm seine Frau untreu geworden, so sucht er sich von der Wahrheit durch

wird bey einem solchen verdächtigen Todesfall den zum Leichbegängniß sich einfindenden Weibsleuten nach den Augen

den Reinigungstrank zu versichern, den die Verdächtige von der Hand des Priesters nehmen und austrinken muß. Er ist an und für sich selbst tödtlich. Bey den Kongo's wird er von der Rinde des Buchudabaums verfertiget, dessen Saamenkörner so giftig sind, daß sie die Fische tödten die sie verschlucken. Eine unschuldige Person soll denselben ohne Schaden wieder von sich geben. Die Schuldige hergegen soll davon schwellen und sterben. Die Feuerprobe wird bey Personen die dieses oder eines andern Verbrechens verdächtig sind, ebenfalls zur Erforschung der Wahrheit angewandt. Der Verdächtige muß dreymal einen glühenden eisernen Ring aus einem Topf mit der Hand herauslangen. Geschieht es ohne Beschädigung, so wird es für einen augenscheinlichen Beweis der Unschuld gehalten. Im Gegentheil aber wird er für schuldig erklärt. Bey den Loango-Neger wird zu dieser Feuerprobe ein grosses Messer glühend gemacht, womit der Priester dem Verdächtigen am Bein herunter fahrt, und wenn er schuldig ist, (freylich auch nur dann!) ihm die Haut bis auf den Knochen wegbrennt. Bey einem Unschuldigen aber soll das Messer augenblicklich erkalten und gar keinen Schaden thun. Eine andere Probe bey eben dieser Nation ist, daß man dem Beklagten einen kleinen Nagel ins Herz schlägt. Der Priester welcher diese Operation verrichtet, ruft dabey Gott an, daß er den Menschen auf der Stelle tödten soll, wenn er schuldig ist. — s. S. 296. Die Schwarzen im Königreich Benin haben ausser einer Art Feuerprobe auch die Wasserprobe, die in einem Fluß, dem man Wunderkräfte zuschreibt, vorgenommen wird, auch einige andere ebenfalls schmerzhafte und schädliche Proben. Bey den mongolischen Völkern sind ebenfalls gewisse Unschuldsproben gebräuchlich. Diese Thorheit ist nicht nur deßwegen zu verdammen, weil sie der Unschuld und Schuld gleich

gen gesehen. Ein paar trokene Augen sind bey diesem leichtgläubigen Volk eine hinlängliche Anzeige die Schuld des Menschenmords darauf zu gründen. Eine solche Person, die vielleicht nur darum unglüklich ist, weil sie ihre Thränen nicht in ihrer Gewalt hat, wird oft ohne weitere Untersuchung durch einen heissen Trank hingerichtet. Bey den Kaßenti wird der Verstorbene von dem Priester gefragt, ob ihn Gott zu sich genommen, oder ob ihn ein Mensch getödet habe? worauf er durch gewisse Zeichen antworten, und wenn das lezte ist, den Aufenthalt des Mörders, und unter vielen deswegen versammelten Personen den eigentlichen Thäter anzeigen soll, der dann entweder sogleich hingerichtet, oder zum Sklaven verkauft wird. Die Mandongo sollen, so bald sie erfahren, daß einer unter ihnen ist, der die sogenannte (schädliche) Zauberkunst versteht, sich seiner bemächtigen, und ihn alsdann ohne weitere Umstände unter sich zertheilen und auffressen. Bey den schwarzen in Loango ist der Scheiterhaufe seine Strafe. Die Neger r[illegible] die schädlichen Zauberer aus, die sie als Feinde [illegible] Menschen betrachten, die andern stehen in Ansehen bey ihnen.*)

Es

gefährlich und eine Art von Folter (wenigstens oft) ist, zu denen solche unwissende Menschen ohne hinreichende Gründe auf blossen Argwohn schreiten, sondern auch weil sie in den Händen betrügerischer Gaukler ein Mittel wird, mit der Menschen Leben zu spielen.

*) S. 1. Th. S. 302, 303.

Es steht indeß nicht zu läugnen, wie auch der V. bemerkt, daß die vermeinten Zauberer Giftmischer und also wahre Mörder (wenigstens oft) sind. Allein daß die Neger bald alle Krankheiten und den Tod fast jedes Menschen der Zauberkunst zuschreiben, und für widernatürlich halten, so müssen hieraus unzählige Mordthaten unschuldiger Menschen entstehen.

Solche Einflüsse haben die Meynungen roher unwissender Menschen von unsichtbaren Wesen, und dem ihnen gebührenden Dienste, auf ihre Glükseligkeit. Weit entfernt, sie weiser, besser, glükseliger zu machen, verstärken sie vielmehr bey ihnen allerley böse Neigungen, und erweken in ihnen schädliche Leidenschaften, die ihrer äusserlichen und innerlichen Glükseligkeit hinderlich sind. Die nachfolgenden Untersuchungen werden zeigen, daß nicht jede geringere Stuffe der Kultur hinreicht, die Folgen solcher Meynungen unschädlich oder gar wohlthätig zu machen, sondern daß ächte Aufklärung des Verstands und Veredlung des Herzens allererst die Begriffe von Gotlheit und Dienst der Gottheit für die Menschheit wahrhaftig heilsam machen kann.

Die Fortsezung folgt künftig.

Zur

Zur Berichtigung der Frage: Was haben wir in Adam verlohren?

Der seel. Kanzler Cramer in Kiel hat in seinen theol. Nebenarbeiten (2 Stück S. 73.) bey Gelegenheit der von ihm geprüften Anmerkung des Hn. D. und Prof. Junge in Altorf: „daß der, welcher behaupte, wir hätten „durch Adams Fall nichts verlohren, eben so wenig die „Allgemeinheit des moralischen Verderbens noch die Noth„wendigkeit der Erlösung Jesu durch diesen Satz leugne, „als er dadurch die Hinlänglichkeit eigener Kräfte mit „Ausschliessung des göttlichen Beystandes behaupte, und daß „der nöthige Volksunterricht nichts dabey verliere„ seine Gedanken über die mögliche Fortpflanzung des anerschaffenen göttlichen Ebenbildes und die dogmatischen Beweise derselben dahin geäußert, daß theils eine solche Fortpflanzung derselben nicht mit der Einrichtung der menschlichen Natur streite, theils die Einwürfe gegen ihre Beweise noch zu viele Lücken haben, um sie zu entkräften. Das Resultat dieser Untersuchung war, daß besonders in der Beurtheilung der Frage: was haben wir in Adam verlohren? noch zu viele unbestimmte und schwankende Begriffe (z. B. was menschliche Natur sey?) vorkommen, die einer Berichtigung bedürfen, ehe sie etwas gewißes entscheiden.

So sehr ich den vielumfassenden Geist des Hn. Verfassers verehre, so mag es mir doch erlaubt seyn, seine Gedanken näher zu entwickeln, ob nicht vielleicht in der Art, wie er die Beweise faßte, noch mehr liege, als er vielleicht nach seinem System sehen wollte — ? Die Liebe zur Wahrheit erlaubte ihm nicht etwas zurückzuhalten, was er als Warheit erkannte, was für Folgen auch daraus fließen.

Daß das göttliche Ebenbild, was Adam anerschaffen war, auf seine Nachkommen fortgepflanzt werden konnte, war sein Satz: und daß es fortgepflanzt werden mußte, ist die unmittelbare Folge seiner geführten Beweise. „Unsre Stammeltern sollten nicht allein alle wesentlichen „Theile ihrer Natur, sondern auch ihre gute und zweck„mäßige Einrichtung ihre εὐταξιαν fortpflanzen, wie bei allen Thieren geschiehet.„ Diese εὐταξια der Menschen wird durch ihre wesentliche Einrichtung so wohl, als durch den richtigen Gebrauch der ihnen von Gott verliehenen Kräfte, Gaben und Fähigkeiten, die gerade von dieser oder jener Einrichtung abhangen, bestimmt, sie besteht also in der Uebereinstimmung dieser Kräfte mit einander und mit ihrer Bestimmung. Die Fortpflanzung dieser anerschaffenen εὐταξιας kann nach des B. Urtheil nicht dadurch bestritten werden, daß sie viele Grade anerkenne, oder bei einem als Kind gebohrnen Menschen nicht so gleich in dem Maaße anzutreffen sey, als sie dem schon erwachsenen Adam anerschaffen werden konnte.

„Grade,

„ Grade, höhere oder niedrigere Stuffen der Voll-
„ kommenheit können nicht, wie Cramer sagt, fortgeer-
„ bet, sondern müssen durch Uebung erworben werden. „
Lassen Sie uns, um der Frage näher zu kommen, hin-
zusetzen: Können auch nicht anerschaffen werden, so we-
nig wie alles, was durch Anwendung der Kräfte erwor-
ben werden muß. Nur blos diese Kräfte, Fähigkeiten,
Gaben, oder wie man es nennen will, die von der Ein-
richtung unsrer Natur von dem Verhältnisse der Theile,
woraus der Mensch besteht, abhangen, dis ist was an-
erschaffen, was fortgepflanzt werden kann und soll, so lan-
ge er der bei der Schöpfung bestimmte Mensch bleibt.
Die Anwendung, der Gebrauch dieser Kräfte, wodurch
eigentlich seine Bestimmung erreicht wird, hängt physisch
von dem Menschen selbst ab, und moralisch von andern
ausser ihm befindlichen Dingen. Die εὐλαξια des Men-
schen begreifet beides unter sich, so wohl seine Kräfte und
Fähigkeiten, die aus der Einrichtung und Verbindung
seiner wesentlichen Theile in seiner ganzen Anlage fließen,
als auch seinen moralischen Zustand, in welchen er durch
zweckmäßige Anwendung dieser Kräfte gesetzet wird.

In der Schöpfung Adams war nach der Anmerkung
des H. K. die Bestimmung so wohl seines Daseyns als
auch aller seiner Nachkommen eingeschlossen. Die
Absicht ihres Daseyns sollte dadurch eben so wohl, wie
seines eigenen, erreicht werden, darum sollte er sein

Ebenbild zeugen, Menschen, die mit ihm gleiche Natur hatten. Die Zeugung wurde Fortpflanzung desselben Individui nach seinen wesentlichen Theilen, ihrer Verbindung und den daraus fliessenden Kräften und Fähigkeiten. Was also zur Natur Adams als Menschen gehörte, das gehöret zu unsrer Natur: und wenn unser Daseyn eine gleiche Absicht mit der seinigen hatte, so konnte seine εὐταξια, so weit sie ihm anerschaffen war, und anerschaffen werden konnte, uns nicht entzogen werden, obgleich bei Entwickelung und Uebung der Kräfte zwischen einem als erwachsen erschaffenen und als Kind gebohrnen Menschen stets ein Unterschied statt finden kann. Eben so gut konnte auch die Verschiedenheit in der Mischung der Säfte oder des Geblüts statt finden. Als Einwurf trift sie eben so wenig die wesentliche Anlage der Menschheit, als die verschiedene scharfen oder stumpfen Organe, wohl aber die verschiedene Ausbildung und Entwickelung der Kräfte, also den persönlichen Charakter des Individui.

Lassen Sie uns nun das Wort εὐταξια mit dem bekannten biblischen Ausdruck: **Bild Gottes**, verwechseln. Läßt sich das, was unter diesem Ausdruck verstanden wird, eben wie die εὐταξια aus der Einrichtung und Beschaffenheit seiner wesentlichen Theile, aus ihrer Verbindung, die seine Kräfte und Fähigkeiten bestimmen, und aus der Absicht seines Daseyns erklären und begreiflich machen — so gehört

hört es wesentlich zum Menschen, zu seiner Natur, die ihm Gott bei der Schöpfung gab, und der Mensch müßte seine Einrichtung und die ganze Absicht seines Daseyns verlieren, wenn es ihm fehlen sollte: Kann es aber nicht daraus erkläret werden — so war es ein ausserordentliches Geschenk Gottes. Nur für seine Person — ? nein, es sollte durch natürliche Zeugung fortgepflanzt werden. War es zur Erreichung der Absichten seines Daseyns nothwendig oder überflüßig? Wie konnten im ersten Fall bei uns diese Absichten nach der ursprünglichen Einrichtung menschlicher Natur ohne dieses erreicht? und wie konnte es uns entzogen werden, ohne die ganze Absicht unsers Daseyns zu verrücken oder zu zerstören? *) Im leztern Fall hätten wir etwas sehr Entbehrliches verlohren.

Nach völliger Uebereinstimmung Aller soll das göttliche Ebenbild das eigentliche Gutseyn (die εὐλαξίαν) der Men-

 schen

*) Diejenigen Theologen, die auch bei dieser Lehre ihre Zuflucht zu dem Verdienste Jesu nehmen, werden gezwungen, noch dis dabey anzunehmen, daß dem Menschen auch durch dieses Verdienst das göttliche Ebenbild nach seinem Umfange so gleich, als es verlohren wurde, sey wiedergeschenkt worden, da sie ohne dasselbe die Absicht ihres Daseyns nicht erreichen konnten. Ob sie hiebey die erhabenen Eigenschaften Gottes so wohl in der Anlage seines Werks, als in der Zurechnung dieses bei dem Verluste angenommenen menschlichen Zustandes, retten und rechtfertigen können? bleibt ihnen überlassen.

schen erklären und bestimmen. Es erfodert also wieder eben die zwey Stücke, nemlich: was als Anlage und Kraft zum Guten ihnen verliehen wurde, und dis war das Werk des Schöpfers: und was zur Anwendung und dem rechtmäßigen Gebrauche dieser Kräfte gehöret, dis ist und bleibet des Menschen als eines moralischen Geschöpfes eigenes Werk. Beydes wird erfodert, wenn der Mensch gut seyn soll. Daß das Erste, was als Gottes Werk hiebey angenommen und anerkannt wird, was also Menschen anerschaffen ist, nichts anders als bloße Anlage und Fähigkeit bey Menschen seyn konnte, ergiebt sich daher, weil hiezu (es sey: die Erkenntnis Gottes und des Guten, oder den Trieb und die Liebe dazu zu bewirken) eben dieselbe Einrichtung und Verbindung der wesentlichen Theile des Menschen erfodert wird, als zu den übrigen irrdischen Erkenntnissen und Gegenständen dieses Lebens. Eben dasselbe Geschäft oder vielmehr Kraft unsrer Seele, eben dieselbe Reizbarkeit der zarten Nerven unsers Körpers nur auf verschiedene Gegenstände gerichtet. Es ist einerley Kraft, nur die Richtung dieser Kraft ist verschieden.

Aber was ist es, das diese Kraft in Thätigkeit setzet, daß sie nicht eine todte Kraft bleibet? Nur bloße Anlagen, bloße Fähigkeiten, die unentwickelt im Menschen schlummern, machen ihn nicht gut, und erreichen nicht die Absicht seines Daseyns. Was gab dieser schlummernden Kraft das Leben? was anders, als was jederzeit die

natür,

natürlichen Kräfte aufweckt? Gegenstände von aussen — wodurch Ideen, ihre Verbindung und Urtheile, wodurch Entschliessung und Triebe erregt, und die Seele zu ihrem Geschäfte aufgerufen wird. Adam war mit diesem Ebenbilde erschaffen, er hatte das Vermögen Gott zu erkennen, dadurch ist die Frage noch nicht aufgelöset: wie wirkliche Gotteserkenntnis bey ihm kam? Die Stimme Gottes war es nach der Beschreibung Mosis, die sie in ihm hervorbrachte. Man mag sich hierunter gedenken, was man will; es mogte die Schöpfung Gottes selbst seyn, wie es der sel. K. verstehet, die Adam nun erstaunt und entzückt ansahe: auch dis war Gottes Stimme, die ihn zum Schöpfer führte; so wurde diese Erkenntnis in seiner Seele auf gleiche Art erreget, als die Erkenntnis alles desjenigen, was um ihm war. Sein Trieb zu Gott entstand aus dieser also hervorgebrachten Erkenntnis und dem Genusse und der Empfindung seines glücklichen Zustandes. Auch zu Pflichten des Gehorsams mußte er aufgefodert werden. Mit einem Worte, was bey ihm zum Bilde Gottes gehörte, lag in den natürlichen Kräften seiner Seele, wurde auf gleiche Art, wie alle übrigen Kräfte, bey ihm zur That und Leben. Es gehörte also dieser ganze Zustand zu seinem Wesen, er gründete sich auf die Verbindung seiner wesentlichen Theile: und seine natürlichen Kräfte, so wie sie gehörig aufgeweckt wurden, erhoben ihn zur Erkenntnis und Liebe seines Schöpfers.

Auch die Stuffe der Vollkommenheit, die Adam hierin

erreichte oder erreichen konnte, lag in seinem Zustande. Ein schnelleres Wachsthum, schnellere Entwickelung seiner Fähigkeiten war hierin sein Vorzug. Der, der das Anerschaffene blos in Anlagen und Fähigkeiten findet, der die Auswickelung dieser Kräfte blos in der Uebung setzet, der keine andre Geistesvollkommenheiten kennet als die durch richtigen und zweckmäßigen Gebrauch seiner Kräfte erlanget werden, dem alle Stuffen seines Wachsthums, durch welche er gehet, Grade der Vollkommenheit sind, die bey jedem Menschen nach der verschiedenen eigenen Uebung und der davon abhangenden Entwickelung seiner Kräfte, verschieden seyn muß, gesteht hierin den Vorzug Adams, der aus seinem Zustand erklärbar ist: Mit einem freyen unbefangenen offenen Geiste, der noch nicht geschwächt durch mannigfaltig erregte Leidenschaften, die die Sinnlichkeit erregte, und die ihm oft eine falsche Richtung geben, noch nicht durch böse Gewohnheiten noch durch das Beispiel Anderer verführt und verdorben, noch nicht durch Fertigkeiten, die er sich etwa zum Bösen erworben hätte, die das größte Hindernis des Guten sind, zurückgehalten wurde, empfieng er die Eindrücke der Natur unverfälscht und lebhaft, und alles mußte bei ihm so wohl an Erkenntnis als Ausübung des Guten schnell wirken: alles wurde ihm Lehrer, und sein Geist war allen Eindrücken zur Verbesserung offen. Was man auch immer von der vollkommenen anerschaffenen Wissenschaft und Erkenntnis Gottes bei Adam behauptet hat, die auch

schon

schon gleich anfangs in vielen abstrakten Erkenntnissen bestanden haben soll, so geben doch die obgleich sehr ins Kurze gezogene Nachrichten des Moss von Adams erstem Zustande gleiche Spuren von Entwickelung seiner Seelenkräfte, von Zuwachs seiner Gotteserkenntnisse, als man bey andern Menschen findet. Selbst sein Fall vermehrte sie. Daß es Gott unverborgen gewesen sey, was er glaubte verborgen ausgeübt zu haben, daß kein Verstecken vor Gottes Gegenwart schütze, daß Ungehorsam gegen Gott mit seinem glücklichen Zustande nicht bestehen könne, sondern Furcht und Schaam erzeuge — rc. waren ihm dies schon vorher bekannte Wahrheiten, warum verriethen seine Handlungen nach vollbrachter That diese Unwissenheit? oder war bei ihm das, was iezt bei keinem, auch nicht bei dem ausgezeichnetsten Bösewicht ist? daß seine vormaligen Erkenntnisse als Erkenntnisse, wenn sie gleich bey Ausübung des Bösen umnebelt und unkräftig waren, doch nicht ausgetilget seyen, daß er nicht durch die That in gänzliche Unwissenheit versunken sey. Auf eine solche nach der bösen That erfolgte Unwissenheit und Blindheit bey Adam ist nach der Geschichte nicht zu schliessen, wohl aber das Gegentheil, daß ihm alles Lehre wurde. Und daß er alles genuzt, um die Absicht seines Daseyns zu erfüllen, giebt die einzige Stelle, wo in der Folge seiner nur gedacht wird, als ihm durch die Geburt Seths des frommen Abels Stelle wieder ersezt wurde 1Mos. 4, 25. Ein vortreflicher Zug zur Beurtheilung unsrer Stamm-

 eltern,

eltern, da er ihre fortdaurende Neigung und Wohlgefallen am Guten darstellt.

Eine Veränderung seiner menschlichen Natur ist also durch den Sündenfall nicht vorgegangen, und man darf sie um so weniger annehmen, da selbst aus der wesentlichen Beschaffenheit und der ursprünglichen Einrichtung seiner menschlichen Natur eben so wohl seine Ausartung und die verrückte gute Richtung seiner Seelenkräfte, als die Verbesserung und weitere Ausbildung derselben erklärbar ist. Keiner begehrt es auch zu leugnen, daß der Mensch, der durch die Sinne zu lebhaften Empfindungen und Eindrücken, wodurch seine Kräfte eine falsche Richtung bekommen, reitzbar ist, dem Irrthum und der Verblendung unterworfen, und also die Möglichkeit zu fallen sein Erbtheil ist. Aber in der Frage unsrer Erbschaft von ihm, die mit der Lehre von unserer auch natürlichen Anlage zum Guten aufs genaueste zusammenhängt, scheint die Bemerkung der menschlichen Natur und ihrer wesentlichen Einrichtung: wie Adam sie durch die Schöpfung erhielt? und wir sie durch Zeugung erhalten? wichtig zu seyn und in der Vergleichung unsers natürlichen Zustandes mit dem ersten Zustand Adams vieles richtig zu bestimmen. Die Sinne des Körpers, der doch wesentlich zum Menschen gehöret, haben von jeher, selbst nach der Anlage der Menschheit den größten Einfluß auf die Seelenkräfte, auf ihre Erkenntnisse, ihre Entschliessungen,

fungen, Triebe und Neigungen, sie werden die vornehmste wo nicht die einzige Ursache aller ihrer Bewegung. Diese Sinne mit ihren Organen sind bey unsrer Geburt vollständig da, sie bedürfen zu ihrer Bildung nicht erst eines allmähligen Wachsthums — und wie vortheilhaft wird nicht diese Einrichtung dem Menschen zu seinem natürlichen oder thierischen Leben! sie sind ihm zu allen Bedürfnissen der Menschheit nothwendig, so daß selbst ein stumpfer oder gebrechlicher Sinn den Menschen unglücklich macht. Aber so ist es nicht mit den Fähigkeiten der Seele, der Gabe der Erkenntniß und der Vernunft, selbst ihre Organe müssen erst auswachsen, um zu diesem Geschäfte brauchbar zu werden. Ihre Bildung erfordert Zeit, die die Sinne nicht bedurften. Die Sinnlichkeit wird am ersten und am leichtesten geschärft, aber auch am ersten abgestumpft. Dahingegen Vernunft und Erkenntnisse später keimen und reifen, aber auch durch jede Uebung immerwährend wachsen und sich vervollkommnen. Welche Harmonie in dem Menschen, der für die jetzige und eine künftige Welt erschaffen ist! welch weise Uebereinstimmung seiner Fähigkeiten mit seiner Bestimmung! was folget hieraus? Der durch natürliche Geburt von seinem ersten Keim heranwachsende Mensch hat eher die Sinnlichkeit und sinnliche Erkenntnisse zu seinem Gebrauch, als die Vernunft und vernünftige Erkenntnisse: er muß erst sinnlich seyn, ehe er vernünftig wird. Haben wir bis von Adam? oder haben wir es

von Gott? Und was haben wir denn von und durch Adam anders geerbet als menschliche Natur? so wie er sie aus der Hand des Schöpfers mit allen ihren wesentlichen Theilen nach ihrer Verbindung und daraus entspringenden Anlagen und Kräften erhielt, die nach leiblicher Geburt bey Kindern gerade solche natürliche Beschaffenheit haben mußte. Ein persönlicher Vorzug war es, daß er bey der Schöpfung einen völlig ausgewachsenen Körper erhielt, wo alle Organen, die die Seele zum Erkennen, zum Unterscheiden, zum Ueberlegen und zum Entschliessen gebraucht, schon in völliger Stärke waren, mit den Sinnen zugleich wirken, ihr Geschäft antreten und mit ihnen immer gleichen Schritt halten konnten. Haben seine Kinder darum eine andre Natur erhalten, daß bey ihnen sich alles wie aus einem Keim entwickelt, und er in der Stärke eines Mannes erschaffen war? Adam zeugte Kinder, die seinem Bilde ähnlich waren, und er war das Bild Gottes.

In dem Christenthum ist und war die Lehre eine besondre Erscheinung, daß gerade in Adams Versündigung der Grund und zwar der einzige Grund unsers moralischen und natürlichen Zustandes liege, eine Lehre, die mit so vielen andern offenbar anerkannten Wahrheiten unvereinbar ist, die so vielen deutlichen Aussprüchen der Schrift widerspricht, und eine Sache vertheidigen soll, die weit leichter und mit wenigern Schwierigkeiten aus der Schöpfung des Menschen als aus Adams Sündenfalle herzuleiten

und

und zu erklären ist. Deutliche und anerkannte Wahrheit ist es, daß keine Zurechnung ohne eigene Verschuldung je statt finden könne, und daß, wie der sel. Kanzler bemerkte, sich keine Schuld ohne die Möglichkeit zu widerstehen und die vorhandenen Kräfte dazu gedenken lasse. Dieser einsichtsvolle Theolog gestand auch die Schwäche der aus 1 Mos. 5, 3. und Röm. 5, 13 geführten dogmatischen Beweise, ob er gleich glaubte, daß sie bündiger geführt werden könnten. Und sollen Beweise aus Schriftstellen entscheiden, so stimmen die deutlichen Aussprüche der Bibel mehr für das Gegentheil, und bewähren den Satz, daß ein Sohn nicht tragen soll die Missethat des Vaters. Bey minder deutlichen und mit Schwierigkeit verbundenen Schriftstellen wäre doch wohl der Verdacht nicht zu tadeln, ob nicht vielleicht ein willkürlicher und fremder Sinn sey hineingetragen worden, der Verführung werden und den rechten Gesichtspunkt verrücken könne, aus dem sie, ohne erst Partei genommen zu haben, zu erklären sind? Man hat den Worten Pauli Ephes. 2, 3. und waren auch Kinder des Zorns von Natur gleichwie auch die andern: nur gar zu oft das Licht entzogen, da man vergaß, daß der Apostel den bekannten jüdischen Ausspruch, nach welchem gebohrne Heiden und gebohrne Sünder für gleich galten *), dazu

*) Besonders giebt hierin die Stelle Gal. 2, 15. Licht. Der Grund dieses Satzes lag wohl in einer Verdrehung oder verkehrten Deutung des Gesetzes. Wer es hielte, war nach

dazu gebrauchte, ihnen ihren vormals wirklich unmoralischen Zustand im Heidenthum vorzustellen, um die Grösse der Liebe anschaulich zu machen, die sie zu Christen und dadurch zu guten Menschen umgebildet hätte. Eine ähnliche Bewandnis hat es mit dem Ausspruch dieses Apostels Röm. 5, 18. Daß wie durch Einen Menschen die Verdammnis über alle Menschen gekommen sey, also sey auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Sollen diese Worte mehr sagen, als daß Adam der erste Sünder war, dem wir alle im Sündigen nachgefolget sind, und, da wir alle gleiche Natur empfangen haben, alle Sünder geworden, wie er im 12. V. diesen Satz mit seinen Folgen vorgetragen: daß der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, nicht weil Adam, sondern weil sie alle selbst sündigen und gesündiget haben; Sollen diese Worte vielmehr eine Zurechnung der Sünde Adams zu unserm Verderben, wir mögen darin gewilliget haben oder nicht? also einen nothwendigen Zusammenhang seiner Versündigung und unsers Zustan-

dem Ausspruch desselben δικαιος, die Uebertreter desselben waren ἀδικοι, ἁμαρτωλοι. Dieser Ausspruch wurde in der Folge mit einem leichtern und angenehmern vertauscht, und Gesetz halten wurde mit Gesetz haben verwechselt: diese hiessen nun δικαιοι, und natürlich, denen es mangelte, waren ἁμαρτωλοι. Dis ist keine aufgebürdete Beschuldigung. Paulus widerspricht diesem jüdischen Satze und widerlegt ihn förmlich Röm. 2, besonders vom 13 Verse an.

standes anzeigen, so hüte man sich vor der unmittelbaren Folge des Vergleichs, den Paulus zwischen Adam und Christum anstellet: so muß also Christi Gerechtigkeit alle Menschen, sie mögen darin willigen oder nicht? selig machen, und so haben alle Sünder actu die Rechtfertigung des Lebens, so sind ex imputatione von Christo alle Sünden der Menschen in Schutz genommen. Sollte uns nicht eine jede Erklärung einer mit Schwierigkeit verbundenen Stelle, auch wenn sie nicht so misleitet, dennoch schon verdächtig seyn, ehe wir Lehren darauf baueten? und sollten nicht deulichere Stellen entscheidender wirken, um einen scheinbaren Widerspruch durch die wahren Gedanken des Apostels zu heben? Hat man doch, um die Erbsünde der Christen mit allen möglichen Farben auszuschmücken, eben diesen Apostel, wenn er von Unwissenheit und Blindheit des Herzens redet, vieles sagen lassen, woran er nie gedachte, und davon er gerade das Gegentheil lehret. Was wollte und konnte man nicht alles aus der Bibel beweisen, wenn man, wie Gellert sagt:

um in der Schrift Gott heller zu erkennen
sich der Vernunft zuerst entzieht.

Daß man sich Mühe gab, Christenthum und menschliche Vernunft, Christenthum und menschliche Natur, nicht in Verbindung, sondern im Gegensatz zu stellen, welche Kontraste mußte dies nicht erzeugen!

Auch

Auch Etwas über die Stelle 1 Tim. III. 16.

Fast sollte man sich ein Bedenken machen, mehr über diese Stelle zu schreiben, weil wenig Hofnung vorhanden ist, zur Erklärung derselben etwas Neues, vielweniger etwas Besseres und Genugthuenders vorbringen zu können, als von so vielen grossen und berühmten Auslegern schon vorgebracht worden. Indessen wage ich doch, eine schon seit vielen Jahren bei mir entstandene Vermuthung mit aller Bescheidenheit zur Prüfung vorzulegen, da sie meines Wissens noch von keinem Ausleger ist geäussert worden.

Was erstlich die Lesart anbetrift; so ziehe ich die Lesart ὅς den beiden andern vor: so wohl um des Ansehens der Zeugen willen, als auch, weil dieser Lesart der Vorzug nach 2 Hauptgesetzen der Critik gebührt, welche besiehlt, daß man 1. die schwerere, 2. diejenige Lesart wählen solle, aus welcher sich die Entstehung der andern am füglichsten erklären lasse. Nun ist die Lesart ὅς ohnstreitig die schwerere, weil im vorhergehenden kein Subjekt vorkommt, auf welches dieses Pronomen relativum gezogen werden könnte: da hingegen Θεὸς selbst ein Subiekt ist, und ὅ sich auf das vorhergehende μυςήριον bezieht.

Eben

Eben so läßt sich viel leichter begreiffen, wie die beiden Lesarten aus ὅς entstanden seyen, als umgekehrt. Der unachtsame und unwissende Abschreiber konnte ος oder, mit Uncialbuchstaben geschrieben, OC leicht mit θεος, oder in der Abbreviatur ΘC, verwechseln. Eben dieses konnte der aufmerksame und gelehrte Copist noch eher thun, weil er aus dem Mangel eines vorhergehenden Subjekts leicht auf die Vermuthung kam, daß hier durch einen Schreibfehler der Querstrich in dem O vergessen, oder durch die Schuld der Dinte oder der Zeit unkenntlich worden seye. Und der Orthodoxe, dem diese Lesart sehr willkommen seyn mußte, setzte nicht nur keinen Zweifel in die Aechtheit derselben, sondern hielt es für seine Pflicht, sie gegen alle Angriffe und Einwendungen zu behaupten.

Eben so konnten andere Abschreiber nach der Regel der Grammatik: ein Pronomen relativum beziehe sich auf ein vorhergehendes Subjekt, das ὅς in ὅ verwandeln, und das erste für einen Schreibfehler halten, welches um so leichter geschahe, wenn das C unerkenntlich worden war.

Nun zur Erklärung, worauf sich dieses ὅς beziehe, und wie der Apostel dasselbe habe setzen können. Unstreitig bezieht sich ὅς auf Jesum Christum, wie die ganze Stelle deutlich zeiget. Daß aber anstatt dieses Namens

das Relativ von dem Apostel allein gesezt worden, scheint mir anzuzeigen, daß die folgende Beschreibung von Jesu ein abgebrochenes Stück aus einem, dem Timotheus und den Christen zu Ephesus bekannten und geläufigen Symbol, Denkspruch oder Hymnus seye, aus welchem Paulus nur das anführe, was ihm zu seinem Zweck dienlich schien, und sich dabei auf das Gedächtnis seiner Leser verlasse, welches ihnen das, dem Relativ zukommende Subjekt aus dem vorhergehenden werde erinnerlich machen.

Daß Paulus in einem Brief, bei dessen Abfassung er nicht an Leser aus dem 18ten Jahrhundert dachte, diese Stelle so abgebrochen habe anführen können, wer wird daran zweifeln: die, für welche, und an welche er schrieb, verstanden ihn schon. Auch hat er wirklich manche Stelle des A. T. eben so angeführt, daß er Leser vorausgesezt hat, denen der Zusammenhang der angeführten Stelle bekannt und geläufig war. S. z. E. Röm. IV. 18. (wo das κλω einem jeden, dem sein Gedächtnis nicht zu Hülfe kommt, oder der die Stelle nicht in seiner Bibel aufschlägt, und sie im Zusammenhang liest, eben so unverständlich seyn muß, als unser ὅς) 2 Cor. IX. 9. Eph. IV. 8. (wo die Personen, von welchen die Rede ist, nicht aus den angeführten Stellen, sondern aus dem vorhergehenden müssen herausgebracht werden.)

Daß

Daß aber zu den Zeiten der Apostel, da die Lehre Jesu größtentheils mündlich fortgepflanzt wurde, durch kurze leicht zu behaltende, Denksprüche, Formeln, historische Lieder und Gesänge dafür gesorgt worden, daß die Christen sich an die fürnehmsten Begebenheiten, Lehren und Verheissungen Jesu erinnern, und sich dadurch belehren, aufmuntern und trösten konnten. Dieses anzunehmen, brauchte man nicht einmal das Zeugnis der Geschichte. Indessen wissen wir wenigstens aus derselben, daß Lieder ein unter den ersten Christen sehr gewöhnliches Ermunterungsmittel zur Andacht und in ihren Versammlungen das Absingen derselben sehr gewöhnlich gewesen seye. s. 1 Cor. XIV. 15. 26. Eph. V. 19. Col. III. 16. Und daß dieses nicht nur Israelitische Gesänge, sondern Christliche Lieder gewesen seyen, wird niemand bezweifeln. Haben schon die Empfindungen des frommen Zacharias und der Maria den Stoff zu den bekannten Lobgesängen gegeben, wie viel mehr werden in der Folge die Schicksale Jesu und seine Liebe zu den Menschen manche Christen zu heiligen Gesängen begeistert haben! Diese Formeln, Sprüche und Lieder nun, welche die Christen größtentheils auswendig wußten, konnte Paulus eben so schicklich in seinen Vortrag einflechten, oder sich darauf berufen, als auf die Stellen des A. T. Und daß er diesen Gebrauch von derselben wirklich gemacht habe, davon findet man ziemlich deutliche Spuren in seinen Briefen. S. z. E. 2 Tim. II. 19. Eph. V. 14. Auch

 unsere

unsere Stelle haben zwei neuere Ausleger als ein Exempel angeführt. D. Bahrdt hält sie nemlich für einen Denkspruch oder Formel, und ein Ungenannter in dem neuen Repertorium zur bibl. und morgenl. Litteratur hält sie für Worte aus einem Hymnus auf Christum, die Paulus als seine eigenen anführe. Nun nimmt jener ausdrücklich die Lesart θεος an, und dieser scheint ebenfalls seine Meinung mehr zur Bestätigung der gewöhnlichen Lesart geäusert zu haben.

Homiletische Fragmente.

a. Kurze Erklärung der eilf ersten Verse des II. Kap. aus dem Brief Jacobs.

b. Allgemeine Warnung vor stolzer Verachtung der Armuth und Niedrigkeit.

c. Natur und Quellen der Partheylichkeit.

A.

Kurze Erklärung der eilf ersten Verse des II. Kap. aus dem Brief Jacobs.

Diese eilf Verse enthalten einen ernstlichen Verweis oder Tadel. Der Verweis betrift die Vorsteher oder Diener der christlichen Gemeinen, welche der Apostel schon im vorhergehenden Kapitel ermahnet hatte, statt gegen die Ungläubigen zu eifern, und sich über streitige Lehrmeinungen zu zerzanken, vielmehr ihres Amtes fleißiger zu warten, Witwen und Waisen öfter zu besuchen, und sich vornemlich durch einen von den Lastern ihres Zeitalters unbefleckten Wandel als würdige Diener Gottes und Christi auszuzeichnen. Diese Diener der Gemeinen hatten neben der Witwen und Waisen Pflege noch die

besondere Obliegenheit auf sich, bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen auf gute Ordnung und Anstand zu sehen und zu halten: aber auch in diesem Stücke liessen sie es fehlen. Es begegnete, daß an einem Orte angekommene Fremde die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen manchmal besuchten. Traf sich's nun, daß ein reicher köstlich gekleideter Herr in die Versammlung trat; so waren die Diener der Gemeine augenblicklich aufmerksam und beflissen, demselben einen ansehnlichen und zum Sitzen bequemen Platz anzuweisen: kam aber ein gemeiner schlecht gekleideter Mann dahin; so liessen sie ihn stehen, oder hiessen ihn zu den Schülern auf die Fußbänke sich setzen. — Ein so auffallend partheyscher Unterschied, eine so sichtbare Begünstigung des Reichthums und Verachtung der Armuth mußte natürlicher Weise Aergerniß, Misvergnügen und Streit erwecken. Daher konnte der Apostel solche Ungebührlichkeiten nicht ungeahndet lassen, sondern rügt sie in unserm Texte sehr ernstlich.

Er redt die Diener der Gemeine an: **Meine Brüder!** (ganz im sanften freundschaftlichen Tone.) **Habet den Glauben nicht in Annehmung der Person.** Bildet euch nicht ein, daß Partheylichkeit, daß Ansehen der Person sich mit dem Glauben eines Christen vertrage. Denn es ist ein Glaube der **Herrlichkeit unsers Herren Jesu Christi.** Wer an Jesum Christum glaubt, dessen Ehre

nicht

nicht sinnlich und irdisch, sondern geistlich und himmlisch ist — und sich für verpflichtet achtet, ihm als seinem Herrn in Gesinnungen ähnlich zu werden; der hängt nicht so sehr an äußerlichen irdischen Vorzügen, daß er nur, was reich ist, hochschäzt, und die Armuth gering hält. Wundert euch, was ich hiermit sagen wolle, und worauf ich eigentlich deute. Ich will mich näher erklären:

Wenn einer in eure Versammlung kömmt, mit einem goldenen Ring an der Hand und in einem prächtigen Kleide; es kömmt aber auch ein Armer mit einem schlechten Kleide. Zu dem Reichen sprecht ihr sogleich, er möge den besten bequemsten Platz einnehmen; zu dem Armen hingegen sagt ihr: Steh du dort in der Ecke, oder wenn du sitzen willst, so setze dich auf die Fußbänke hin. Das ist eine Sprache, die mit dem Glauben der Christen nicht übereinstimmt, ein ungeziemendes strafbares Verhalten.

Hierauf folgen die Gründe, womit der Apostel seinen Tadel unterstüzet. Der erste ist von der natürlichen Unbilligkeit und den Folgen solcher Partheylichkeit hergenommen.

Habt ihr dadurch nicht bei euch selbst auf eine ärgerliche Weise unterschieden? Wer der billig und menschenliebend denkt, kann einen solchen Unterschied gut heissen, muß über solche Partheylichkeit nicht entrüstet und aufgebracht werden? Seyd ihr nicht Richter böser Gedanken worden? Habt ihr nicht nach bösen Gesinnungen

 und

und falschen Grundsätzen euren Nächsten gerichtet und beurtheilet? Ist es das Kleid, was den Mann ausmacht, was seinen wahren Werth oder seine vorzüglichen Verdienste bestimmt? Ist Reichthum allein ein geltender Grund der ausgezeichneten Achtung? Ist Armuth allein ein geltender Grund kränkender Beschimpfung?

Der Apostel nimmt izt die Armen noch besonders in Schuz. Die Armen sind innerlich nicht allemal so dürftig und arm, wie sie es äusserlich sind; sie haben oft ein besseres Herz und edlere Gesinnungen als die Reichen, und werden daher von Gott höher geachtet, und seiner Gnade würdiger geschäzt. Das ist der zweite Grund, warum der Apostel das Ansehen der Person verwirft. Höret zu, meine geliebten Brüder! Hat nicht Gott die Armen dieser Welt erwehlet, die an Glauben reich, und Erben sind des Reichs, das er denen, die ihn lieben, verheissen hat? Welche sind es, will der Apostel sagen, die zuerst und in grösserer Anzahl sich zum Glauben an Jesum Christum haben bereitwillig finden lassen? Sind es die Reichen oder die Armen dieser Welt? Und haben nicht hiedurch die Armen ihren mehrern Edelmuth und ihre grössere Tugendliebe bewiesen? Ja, hat nicht Gott selbst dadurch sein grösseres Wohlgefallen an ihnen an den Tag gelegt, daß er sie vor den andern durch seinen Sohn zu Gliedern seines Reichs und zu Erben der geistlichen und himmlischen Güter und Segnungen gemacht hat — der Güter und Segnungen, die er nicht denen,

die

die bloß an irdischen Schätzen reich, sondern denen, die ihn lieben und an Glauben reich sind, verheissen hat? Ist es nun recht? Ist es christlich, diejenigen, die Gott so ehret, zu beschimpfen und zu entehren?

Der dritte Grund, womit der Apostel die Armen vertheidigt, ist dieser: Wenn wirklich unter Christen eine Partheylichkeit, ein Ansehen der Person Statt finden könnte; so verdienten die Armen den Reichen vorgezogen zu werden, weil die mehresten und größten Verfolgungen, Schmähungen, Gewaltthätigkeiten, welche die Christen um ihres Glaubens willen erdulden müssen, nicht von den Armen und Niedrigen dieser Welt, sondern von den Reichen nnd Vornehmen dieser Welt herkommen. Ueben nicht die Reichen aus der Judenschaft Gewalt gegen euch Christen? Und ziehen nicht eben sie euch vor die Gerichtshöfe? Verlästern nicht sie den guten ehrenvollen Namen Jesu Christi, nach dem ihr genennt werdet? Wie undankbar ist es denn gegen den Stand der Armen gehandelt, wenn ihr diese, die euch so wenig beleidigen, kränket und entehret?

Den vierten Grund gegen partheysches Ansehen der Person nimmt der Apostel aus dem Mosaischen Gesetze her. Die ersten Christen hiengen noch immer an dem Gesetze Mosis, obgleich das Christenthum sie davon frey sprach: daher nahmen die Apostel das Ansehen Mose gern

zu Hülfe, wenn sie damit einer christlichen Lehre Gewicht und Nachdruck geben konnten. Mose hatte auch unter seinen Gesetzen dergleichen, die sich auf die allgemeine Natur und Rechte der Menschen gründen, und also im Christenthume ihre Verbindlichkeit noch behalten. Ein solches ist das Gesez von der Liebe des Nächsten. Der Apostel nennt es das königliche, das höchste, das vornehmste Gesetz, dem alle andern Pflichten gegen den Nächsten wie Unterthanen einem Könige untergeordnet sind. Gegen dieses Gesetz streitet alle Partheylichkeit, alles Ansehen der Person. Der arme Jud ist sowohl als ein reicher der Nächste, den Moses zu lieben gebietet; wer ihn verachtet und verschmäht, thut Sünde, indem er das königliche Gesetz übertritt. So ihr das königliche Gesetz erfüllet, das nach der Schrift also lautet: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; so thut ihr wohl. So ihr aber die Person annehmet, und dem Armen nicht wie euerm Nächsten, nicht mit der Achtung und Liebe wie dem Reichen begegnet; so thut ihr Sünde, und werdet von dem Gesetz als Uebertreter des Gebotts von der Nächstenliebe beschuldiget und verurtheilt.

Hier hätte es Jemanden dünken mögen, der Apostel nehme die Sache auch gar zu ernstlich und scharf, indem, wenn auch etwa die dem Stande der Armen schuldige Achtung hintangesezt würde, ihnen doch damit we-

der

der an ihrem Eigenthume noch an ihrem Leib und Leben kein Leid geschehe. Der Apostel antwortet hierauf: So jemand das ganze Gesetz halten würde, fehlete aber in einem auch dahin gehörigen, mit darunter begriffenen Punkte; der ist in allem schuldig worden. Denn der gesprochen hat: Du sollst nicht ehebrechen, hat auch gesagt: Du sollst nicht töden! So du nun nicht ehebrichst, tödest aber; so bist du ein Uebertretter des Gesetzes worden. Und eben so, will der Apostel hinzu verstanden haben, der gesprochen hat: Du sollst nicht töden, hat auch gesagt: Du sollst keine Person annehmen! So du nun nicht tödest, nimmst aber die Person an; so bist du ein Uebertretter des Gesetzes worden. Es hat gar nicht die Meinung, daß derjenige schon das Gesetz der Nächstenliebe erfüllt habe, der seinen Nächsten weder an seinem Eigenthume noch an seinem Leib und Leben beschädiget: sondern wer immer eine andere mit der Liebe des Nächsten streitende Handlung begeht, ist ein Uebertreter des Gesetzes worden.

B.

Allgemeine Warnung vor stolzer Verachtung der Armuth und Niedrigkeit.

Jeder Mensch hat ein ihm angebohrnes Gefühl von Ehre. Seine Selbstliebe macht, daß er auch einen Werth

auf

auf sein eigenes Selbst sezt. Hat das Glück stiefmütterlich gegen ihn gehandelt, und ihm manche äußerliche Vortheile und Vorzüge, die es andere gegeben hat, vorenthalten; so ist der Mensch nur desto eifersüchtiger auf die Achtung, die ihm als Mensch gebührt. Als Mensch steht er in ursprünglicher Gleichheit mit allen denen, die auch Menschen sind. Er hat einen menschlichen Leib wie sie, eine vernünftige Seele wie sie, denselben Schöpfer, denselben Erlöser, dieselben Bedürfnisse, dieselben Pflichten, dieselbe Gewißheit der Unsterblichkeit, dieselben Hofnungen der Ewigkeit. Das sind grosse, wichtige Güter und Vorzüge. Wer sie nicht dafür hält; der schäzt sich selbst und seine eigene Menschheit gering: Und wer nicht um dieser willen seinen Mitmenschen, so arm und niedrig er übrigens ist, achtet und werthschäzt; der höhnt die Menschheit in ihm; und verwundet ihn auf der schmerzendesten Seite, weil er ihm die Vorzüge abzusprechen scheint, die er allein zur Behauptung seiner Rechte und Würde aufzuweisen hat. Es ist das lezte Gut, das man dem Armen und Niedrigen rauben kann, wenn man ihm die Achtung und Ehre versagt, die ihm als einem Menschen zugehören.

Und was stolze Verachtung für Folgen haben könne, ist leicht abzusehen. Sie gebirt Zweytracht, gegenseitigen Troz und Rache. Der Arme, so dürftig, der Niedrige, so gering er ist, verabscheuet von ganzem Herzen

zen den Stolzen, der ihn unter die Füsse treten will. Er ruft in seiner Schwachheit und Ohnmacht denjenigen zum Rächer der beleidigten Menschheit an, der ihn wie den Stolzen geschaffen hat. Es sind Aufruhren und Bürgerkriege entstanden, die ihren ersten Ursprung in dem Hohn und Uebermuthe hatten, womit den Armen und Niedrigen im Volke begegnet worden. Man sieht in kleinen Städten und Republiken, wenn etwa dem Hochmüthigen ein Unfall begegnet, wie die Leute aus den niedrigen Ständen gemeiniglich ihren Mund an ihm wetzen. Dies ist Vergeltung für die Verachtung, die sie von ihm haben erdulden müssen.

Warum sollten wir aber den Armen und Niedrigen verachten? Ist denn Armuth, ist Niedrigkeit etwas, das verächtlich macht? Kan nicht, und wohnt nicht oft in einer niedrigen Hütte, unter einem schlechten Kleide, Fleiß, Treu, Ehrlichkeit, Menschenliebe? Machen diese Tugenden verachtungswürdig? Das Laster allein macht verachtungswürdig; und will man nur dieses verachten, so wird man oft genöthiget seyn, mit der Verachtung aus den niedrigen Menschenklassen zu den höhern hinaufzusteigen.

Ist nicht eben der Stand der Dürftigkeit der menschlichen Gesellschaft der nothwendigste? Wer verschafft den höheren Ständen die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens? Wer schüzt sie in der Noth?

Wer verrichtet für sie die geringern Arbeiten, wozu sie weder Lust noch Geschiklichkeit hätten? Ist es nicht die Menge der hülfreichen Hände aus den niedrigen Klassen, die sich zum Dienste der höhern anbieten? Wär' es denn nicht eben so undankbar als ungerecht, den Stand der Dürftigkeit gering zu schätzen? Nein; kein guter, kein verständiger Mensch, am wenigsten wird der Christ ihn geringschätzen. Ein guter Mensch ehret und liebet das Gute, in welcher Hütte, unter welchem Kleide er dasselbe antrift. Ein verständiger Mensch sieht Reichthum und Armuth, Hoheit und Niedrigkeit für Schiksale an, die wohl von Gott geordnet und geleitet werden; aber an sich selbst weder Ehre noch Schande, sondern nur Situationen sind, in denen sich der Mensch durch sein Verhalten Ehre oder Schande zuziehen kann. Der Christ — sollte der sich der stolzen Verachtung schuldig machen? Er müßte ja seinen Erlöser, Jesum Christum, selbst verachten; denn wer war ärmer als er, der Menschensohn, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege, der ganz in Knechtsgestalt erschien, und hingerichtet wie ein Missethäter am Fluchholz des Kreutzes starb? Wer liebte die Armen und Geringen im Volke mehr als er, der Zöllner und Fischer zu seinen Aposteln wählte, zu ihnen in ihre Wohnungen ging, ihren Tisch nicht verschmähete, an ihren Freuden Theil nahm? Wer lehrte mehr Demuth, Herablassung, Selbsterniedrigung als er, der als Meister und Herr seinen Jüngern die Füsse wusch, der mitten unter sie ein

Kind stellte, und sie ermahnte, so frey von Ehrgeiz und Rangsucht zu seyn, wie dies Kind, wenn sie Theilhaber an seinem Reiche seyn wollen?

C.

Natur und Quellen der Partheylichkeit.

Wir handeln partheyisch gegen unsre Nebenmenschen, wenn wir die einen begünstigen, die andern hintansetzen und an ihren Rechten verkürzen, und hiezu bloß durch unrichtige Begriffe von dem Werthe und den Rechten eines Menschen oder durch das Vorurtheil des Ansehens oder durch Leidenschaften bewogen und angetrieben werden.

Viele schätzen den Werth eines Menschen nur allein oder doch hauptsächlich nach seinem Stand, Rang, Herkommen, Vermögen, und halten sich darum für befugt, die Rechte des Armen und Geringen zu Gunsten des Reichen und Vornehmen zu schmälern; da doch Stand, Rang, Herkommen, Vermögen nur zufällige ausserwesentliche Vorzüge sind, welche die Gleichheit der Menschen nicht aufheben, und keinem, der ihrer mangeln muß, irgend ein wesentliches Recht seiner Menschheit rauben können. Der Mensch hört nicht auf, Mensch zu seyn, weil er arm ist; der Bürger hört nicht auf Bürger zu seyn, weil er von gemeinem Herkommen ist: und beyde hören nicht auf, auf alle Rechte der Menschheit und bürgerlichen

Verbindung die gegründetesten, rechtmäßigsten Ansprüche zu haben. — Oft machen Eltern eines ihrer Kinder zu ihrem besondern Liebling bloß seiner vorzüglichen Schönheit wegen, oder weil es das Talent zu schmeicheln und die Kunst der Verstellung in höherm Grade besitzt. Oft ist es nur eine Miene, eine Stellung, eine Geberde, warum man den einen Menschen durchaus nichts abschlägt, und den andern nichts willfährt. Oft ist es allein Verwandtschaft, um deretwillen ein verdienter Mann verdrängt, und der verdienstlosere hervorgezogen wird.

Mancher nimmt sich die Mühe nicht, seinen Nächsten kennen zu lernen; sondern er hört nur, was andere Leute von ihm sagen, und nach dieser Sage beurtheilt er ihn selbst, und nach diesem Urtheil erweist er ihm Achtung oder Geringschätzung, würdigt ihn seines Umgangs oder verschmäht ihn, bezeigt sich nachsichtig und mildthätig oder strenge und hartherzig gegen ihn.

Mehr als Glanz und äusserer Schimmer, mehr als die Stimme der Menge oder eines Freunds haben Gunst oder Ungunst, Liebe oder Haß, Furcht oder Hofnung auf unser Urtheil über den Nächsten und unser Verhalten gegen ihn Einfluß. Wir dörfen wohl die einen mehr lieben als die andern, den Freund dem Feinde, den Verwandten dem Fremden, den Mitbürger dem Ausländer in Erweisungen unsers Wohlwollens und unsrer Gunstbezeigungen

gungen vorziehn: aber wir sollen dabey die heiligen Gesetze des Rechts und der Wahrheit nicht übertreten. Wir sollen, indem wir dem einen unsre Gewogenheit bezeigen, die Rechte des andern nicht kränken. Wir sollen, indem wir besondere Liebe ausüben, das Gesetz der allgemeinen Liebe nicht aus der Acht schlagen; sonsten handeln wir ungerecht. Und diese Ungerechtigkeit, die, indem sie die einen mit vorzüglicher Achtung und Gewogenheit begünstiget, die Rechte der andern verkürzt, ist Partheylichkeit.

Dem zufolge quillt die Partheylichkeit erstens aus unrichtigen Begriffen von der wahren Würde und dem Werthe eines Menschen. Diese unrichtigen Begriffe verleiten uns an unserm Nächsten nur seine Person, nicht seine Verdienste, nur seinen äussern, nicht seinen innern Werth zu schätzen. Wenn man von Jugend auf gewöhnt und unterrichtet worden, Reichthum und Hoheit für die größten wichtigsten Güter des Menschen, Armuth und Niedrigkeit hingegen für Schande und Elend zu halten; wenn man es an Kindern leidet, daß sie arme und gemeine Leute verachten, kränken und beschimpfen, hingegen jedes Versehen in der Achtung gegen Reiche und Vornehme ernstlich an ihnen ahndet und bestraft: wie kann es anders seyn, als daß die Partheylichkeit mit uns gleichsam von Kindsbeinen an aufwächst? Auf der nemlichen Waage, auf der man den Stand und das Vermögen eines jeden abwiegt, wird man auch den Grad der Achtung und Huld ab-

wiegen, die man jedem schuldig zu seyn glaubt. Man wirft sich vor den Grossen der Erde nieder, und sieht mit stolzem verächtlichen Blick auf die Geringern herab. Man verkennt die allgemeinen Rechte der Menschheit. Man schätzt den Mann nach seinem Kleid und Titel: Talent und Verdienste kommen in keinen Betracht. Was war der Grund, warum Jesus von seinen Landsleuten so wenig geachtet worden, und keinen Glauben fand? Ist er nicht, hieß es, nur des Zimmermanns Sohn? Ist nicht Maria seine Mutter? Sind nicht Jacob und Joses, und Simon und Judas seine Brüder? Und sind nicht seine Schwestern alle bey uns? Woher kommt ihm denn solche Kraft und Weisheit? Und sie ärgerten sich an ihm. Matth. 13. Eben die falschen Begriffe, die Jesum in den Augen der Einwohner von Nazareth herabsezten, waren Schuld, daß auch seine Apostel nach ihm von vielen so einseitig geschäzt, und als vormalige Zöllner und Fischer gering geachtet wurden.

Ein gleiches bewirkt zweytens auch das Vorurtheil des Ansehens, wenn man den Nächsten nur nach dem Geschrey, das von ihm ausgeht, oder nach dem Zeugniß anderer beurtheilt und behandelt. Wie unsicher oder wenigstens übertrieben ist oft dieses Geschrey? Wie leidenschaftlich das Zeugniß anderer? Gewöhnt man sich daher, nur andern nachzusprechen, nie selbst zu prüfen, oder bis zu gelegentlicher Prüfung sein Urtheil aufzuschieben, wie oft muß man in Fall kommen, gegen

seinen

seinen Nächsten partheyisch zu handeln, ihn nur zu verachten, weil ihn andere verachten, auf seinen guten Namen los-zustürmen, weil andere darauf losstürmen? Als die Ab-gesandten der Hohenpriester von Jesu zeugten, sie haben noch keinen Menschen mit solcher Weisheit reden hören, bekamen sie von ihren Herren zur Antwort: Wie? Hat denn auch jemand aus den Obersten oder Pharisäern an ihn geglaubt? Joh. 7. Das heißt gefodert, man soll sich in seinem Urtheil und Betragen gegen den Nächsten nach dem Beyspiel Anderer und besonders der Vornehmen rich-ten: allein dieß ist Vorurtheil des Ansehens, welches zur Partheylichkeit führt.

Indessen ist drittens die Hauptquelle der Parthey-lichkeit unstreitig Leidenschaft, Gunst oder Ungunst, Ei-gennutz, Ehrgeiz, Hofnung und Furcht. Der Verstand und die Vernunft sollten unser Herz regieren: aber nur zu oft regiert unser Herz den Verstand und die Vernunft. Die größten Thorheiten und Albernheiten lassen wir uns weis machen, wenn uns Jemand, der unsre Liebe besitzt, dazu zu bereden sucht. Der größten Ungerechtigkeiten sind wir fähig, wenn es Jemand, den wir hassen, betrift. Wie schwer hält es nur weiter Gehör bey demjenigen zu finden, der wider Jemand eingenommen ist; geschweige daß er sich leicht die Demüthigung, eine vorgefaßte Mey-nung abzulegen, gefallen lasse? Aus Gunst findet man alles, was der Günstling sagt, wahr und gut: Man be-

schöni-

schönigет seine Fehler, vertuschet sein Vergehen, und krümet das Recht. Aus Ungunst — wirft man über die Reden und Thaten Anderer ein gehäßiges Licht, leugnet ihre Verdienste, vergrößert ihre Fehltritte, rechnet ihnen Uebereilungen zu Verbrechen an. Aus Eigennutz lassen sich Richter und Beamtete bestechen. Aus Ehrgeitz unterdrükt der Mächtige den Schwächern. Aus Furcht schweigt man zu verübtem Unrecht. Aus Hofnung schmeichelt man den Vornehmen.

Druckfehler:

S. 35. Z. 3. In der Anm. statt Staats-Philosophie leset Kants Philosophie.

— 39. — 7. von unten statt daß das endlich, leset daß endlich.

— 62. — 5. von oben — lobt leset liebt.

— 64. — 7. — — — leset beförderet die Vollkommenheit.

— 67. — 3. — — — statt der Lehre leset die Lehre.

— — — 9. — — — ist das Fragzeichen falsch.

— 97. — 6. von unten statt keinen Kultus leset keine Kultur.

— 99. — 4. von oben — Esquimaux leset Esquimau.

— 113. — 2. — — — — ließ besucht worden,) an. Es findt sich darinn folgende u. s. w.

— 114. — 15. 16. — — Dinge leset Dingen. statt setzen leset setzt.

— 123. — 7. — — — — Dafür durch leset dafür halten durch.

— 144. — 3. — — — — daß leset da.



